

Die Drehstuhlstunde*

von Jaan Kross

Wenn man die Geschichte schreiben könnte,
wie sie wirklich ist!
Koidula

Also – jetzt muß ich doch zur Feder greifen und es zu Papier bringen.

Eeh ... Diese Dinge haben sich vor fünfzig oder sechzig Jahren ereignet (man bedenke, wir schreiben ja bereits das Jahr neunzehnhundert-dreißig ...). Warum werde ich gezwungen, in diesen Sachen herumzukramen! Was heißt herumkramen?! Nichts da! Keinesfalls diesem jungen Herrn zuliebe! Wie war doch gleich sein unverschämter Name? ... Wieder ist meine Brille fettig, und Annette hat das Sämischleder nicht neben mein Löschblatt gelegt. Nun muß ein alter Augenarzt mit seinem Schnupftuch ... Ch, ch, ch, ch ... Die Gläser sind kaum klarer geworden. Das ist natürlich die *Conjunctivitis*. Wie immer beim ersten Schnee. Aber großteils auch Netzhautsklerose. Und sonstige Sklerose. Wie hat er geheißt? ... Palm ... Nie gehört. Nun – *eine Siegespalme* – pal'ma pobedy – wird diesem Herrn aus seinem Schriftstück nicht erwachsen. Ganz gewiß nicht!

Also:

Sehr geehrter Herr ...

Ich, der einzige noch lebende Sohn des Johann Woldemar Jannsen, bin auf das ehrwürdige, aufklärerische Werk meines Vaters stolz, aber leider wegen Krankheit und hohen Alters nicht in der Lage, die Feder in die Hand zu nehmen, um den guten Ruf und die Ehre meiner Familie gegen allerlei Leute zu verteidigen. Aber wenn Sie behaupten, Carl Robert Jakobson habe gewußt, ja sogar die Kinder von Vater Jannsen hätten gewußt, daß er von der Ritterschaft Tausende Rubel erhalten und dafür die Zeitung "Eesti Postimees" im Geist der Deutschen geführt hat, so möchte ich Sie doch fragen, woher Sie diese Ihre Kenntnis nehmen – Fragezeichen, Ausrufezeichen!

So! Jawohl, dies hier zu unterschreiben bereitet mir keinerlei Schwierigkeiten. Aber weiter.

* Titel der Originalausgabe: Pöördtoolitund, in: Klio silma all. Tallinn: Verlag Eesti Raamat 1972, S. 137-191. Abdruck mit freundlicher Genehmigung des Verlages, aus dem Estnischen übersetzt von Helga Viira.

Was Jakobson betrifft, der für Sie eine Autorität darstellt, möchte ich Sie nur daran erinnern, erinnern, was August Kitzberg, August Kitzberg, einer seiner einstigen prominentesten Anhänger, über ihn geschrieben hat. Ich zitiere:

„Jakobson ist, was seine Ehre und seinen Ruhm betrifft, zur rechten Zeit gestorben. Hätte er länger gelebt, wäre sein Glanz verblaßt. So ist es allen unseren führenden Geistern gegangen und wird es auch in Zukunft gehen: In uns allen steckt noch zu viel Sklavenblut und Neid aufeinander, unsere Meinungen stimmen selten überein, wir sehen in unserem Mitmenschen eher das Böse als das Gute, wir ersticken in Kritik und Ablehnung.“

Bis hierher, jawohl ... Aber weiter ...?

Ein bequemes Möbelstück, so ein Schreibtischsessel zum Drehen: Man sitzt am Tisch, schreibt, es will nicht recht vorangehen, man schubst ein klein wenig mit der Hand, sitzt plötzlich am Klavier und spielt ...



Hat dieser Herr Siegespalme überhaupt eine Ahnung, wer wir Jannsens gewesen sind?!

Weiß dieser Herr, daß unser Vater der Begründer der ersten großen estnischen Zeitung gewesen ist? Das wird er schon wissen. Aber weiß er, was die erste Zeitung für ein Volk bedeutet? Weiß er, daß ein Volk mit seiner ersten Zeitung geboren wird? Weiß er es? Er weiß es nicht! Weiß er, daß ein Volk sehr lange, vielleicht ewig, seiner ersten Zeitung ähnelt? Weiß er, daß unser Vater einem Zuber voll säuerlich duftender Erde, Lebensfreude, guten Willens und rührigen Geistes glich? Nein! Was für ein Humorist! Weiß dieser Herr, daß all die berühmten deutschen Spaßvögel ihm nicht das Wasser reichen können? Und Lydia?! War Lydia die größte Dichterin, die dieses Volk je hervorgebracht hat?! Sie war es! Nun, das wird der Herr wahrscheinlich wissen. Aber Harry? Weiß dieser Herr, daß Harry vor vierzig Jahren einer der hellsten Köpfe in der europäischen Presse gewesen ist? Nein, davon hat der Herr selbstverständlich keine

Ahnung! Die Ehre der Jannsens in den Dreck zu ziehen, darauf versteht er sich! Aber danach fragt er nicht, was sich die alten ehrwürdigen Herren in Budapest und Berlin bis heute von Harry erzählen. Und Eugenie – war sie nicht eine der geistreichsten Frauen ihrer Zeit, zumindest in diesem Lande? Denn ihr Sohn Elmar hat die Hälfte (wenn nicht mehr) seiner Geistesgaben von der Mutter geerbt! Oder wurde er unverdient zum Mitglied von zehn ausländischen wissenschaftlichen Gesellschaften gewählt sowie zum Professor der Universität Warschau und Rostow? An welcher Universität hat Herr Palm seine Siegespalme erworben? Ha?

Ich war natürlich die winzigste Figur unter den Jannsens. Der Vater verkörperte Energie, Arbeit, Gesang, Witz – auch Schlaueit! – Saft, Heife und Salz ..., Lydia war Musik und Esprit. Musik und Esprit in einer Konzentration, als verfüge dieses Bauernvolk über eine wer weiß wie alte Kultur. Und als wären drei Viertel ihrer Blüten am Baum dieses Mädchens gesprossen. Und Harry war ebenfalls etwas ganz Besonderes. Zweifellos. Angedeutete Assoziationen, Verknüpfungen, Analogien. Ein kontinentaler Blick. (Allerdings auch Unbeständigkeit, Sprödigkeit) Ein elektrisierender, charmanter Mensch! Vater war das Wesen dieses Volkes, Lydia und Harry seine Kultur, für mich blieb nicht allzuviel übrig. Nun ja: *Doctor medicinae*, Ophthalmologe, Chirurg ... Aber deren gibt es Hunderte. Natürlich dürfte Herr Palm wissen, daß ich es unter drei Zaren bis zum Kollegiumsarzt gebracht habe. Und hier, in der Republik des Herrn Tönisson, bin ich zum Sanitätsobersten befördert worden. Obwohl die jungen Dachse des Estnischen Studentenvereines mit ihren blau-schwarz-weißen Brustbändern (dem Verein bin ich allerdings nach meinen Zensorjahren ferngeblieben), obwohl dieselben na ja ... Da ich mich schon mal im Geist mit Herrn Palm unterhalte, soll er nicht den Eindruck erhalten, ich möchte etwas verheimlichen: als ich mir im vergangenen Jahr die Parade zum ersten Mal angesehen hatte und gemächlich die Gartenstraße hinanschritt, an der Ecke des „Vanemuine“-Theaters stehenblieb und daran dachte, daß auch dieser Prachtbau eins der Kinder meines Vaters war, traten aus dem Restaurantflügel zwei Studenten mit blau-schwarz-weißen Deckeln, die sie zum ersten Mai trugen. Ihre Gesichter waren gerötet und ihr Schnurrbart verriet Spuren von Bierschaum. Sie musterten meine Uniform und die Sterne auf meiner Schulterklappe, und ich hörte einen fragen:

„Was ist denn das für ein Tattergreis von einem Oberst?“

Die Antwort des anderen hörte ich ebenfalls deutlich. Obwohl meine *Cataracta* sehr heftig ist, ist bei mir glücklicherweise noch nichts von einer *Presbyakusis* zu bemerken. Die Antwort versöhnte mich fast mit dem ersten Studenten. Denn sie lautete:

„Psst! Das ist doch Papa Jannsen.“

Genau, wie man es von Vater gesagt hatte ...

Jawohl.

Weiß Herr Palm, daß Papa Jannsen, Vater Jannsen also, diesem Volk einfach den Rücken hätte kehren können? Weiß er es? Wenn man mit der Tochter eines Gutskäfers verheiratet ist, zumal mit einem geborenen *Fräulein* Emilie Koch, und wenn man wer weiß wo aufgelesenes, aber durchaus fehlerfreies Deutsch spricht, ist man eben *Herr* Johann Wolde-
mar Jannsen, *bitte schön*. Kein Küster oder Zeitungsmensch der Bauern, sondern ein geachteter Konsistorial- oder Kameralbeamter oder sonstwer, den gediegeneren Kreisen zugehörig. Aber warum hat Vater Jannsen nicht diesen Weg gewählt? Na? Ich sage es Ihnen: Sein großes, reines, ehrliches Bauernherz hat es nicht zugelassen! Jawohl! Aber da kommt Herr Palm daher und behauptet ...

Nun ja. Aber ...

The image shows a musical score for Franz Abt. It is marked "Con moto" and "p" (piano). The score is written for voice and piano. The first system shows the vocal line and the piano accompaniment. The second system continues the piano accompaniment. The key signature has one sharp (F#) and the time signature is 4/4.

Wer sollte denn für den guten Ruf unseres Vaters eintreten, wenn nicht ich? Ich bin ja sein letztes Kind. Nur mein Mund hält sich noch in der großen grauen Woge über Wasser. Ich *muß* auf jeden Fall für ihn kämpfen. Bis zum letzten. Auch, wenn wir noch alle im Boot säßen, im flachen grünen Boot ... am Sonntagabend ... auf dem Pernau-Fluß, bei der Brücke des alten Siim in der Nähe des schilfbewachsenen Ufers. Ich müßte ohnehin für ihn kämpfen, ich, wegen der schweren Schuld, die ich vor dem Vater habe. Wovon Herr Palm nichts weiß. Wovon Herr Palm nie etwas erfahren wird. Sechzig Jahre lang hat mich diese Schuld bedrückt. (Nein, eigentlich fünfzig Jahre. Einerlei.) Denn stärkere Männer als ich

sind von einer viel leichteren Bürde krumm geworden. Und jedesmal, wenn es mir wieder einfällt, fährt mir ein hohler Schmerz durch die *Testes*. Ähnliches empfindet man, wenn man etwas Fürchterliches ansehen muß. Obwohl ich als Arzt gegen so etwas abgestumpft bin. So habe ich diesen Stich selbst in den Kriegskrankenhäusern in Juhkental im Jahre neunzehn beim Anblick zerschossener Schädel und leerer Augenhöhlen kaum empfunden.

Nein, nein, ich will nicht behaupten, ich hätte eine unglückliche Kindheit und Jugend gehabt. Ganz im Gegenteil, es war eine fröhliche Zeit. Besonders in Pernau, obwohl wir dort *die Überflüssigen* waren. Nun ja: Die deutschen Jungen nannten diejenigen, die über dem Fluß wohnten, *die Überflüssigen*, und wir gehörten zu ihnen, obgleich die Schule sich diesseits des Flusses befand und wir folglich echte Pernauer waren. Sogar ich, das „Nesthäkchen“, lernte in der Vorbereitungsklasse des städtischen Gymnasiums, nicht zu Hause in Papas Schule im Marktflecken. Und Lydia versuchte, mir Französisch beizubringen. In unserem alten Eßzimmer, neben dem Klassenraum. In den Pausen artete das Summen der Schüler häufig zu gewaltigem Lärm aus. Neben der Küchentür saß Leena unentwegt an ihrem Webstuhl, denn Stoff zu kaufen war für unsere große Familie unerschwinglich. Manchmal spielte Papa den Schulkindern auf der Orgel vor. Und Lydia brachte mir Französisch bei:

J'aime mon père, j'aime ma mère, j'aime mes frères, j'aime mes sœurs. Tu aimes ton père, tu aimes ta mère, tu aimes tes frères, tu aimes tes sœurs ...

„Aber Eugenchen! Warum schaust du die ganze Zeit zum Fenster hinaus, wenn ich dich unterrichte? So wirst du diese Sprache nie erlernen. Aber ein gebildeter Mann muß in diesem Lande französisch sprechen können, neben der deutschen Sprache. Und die estnische natürlich auch, wenn er aus einer solchen Familie stammt wie du. Darum sage ich: Schau nicht nach den Schwalben, sondern sprich mir nach: *Je vole, tu voles, il vole, elle vole, nous volons, vous volez, ils volent, elles volent ...*“

Ja, dieses Wort hat sie mich gelehrt, während ich die Schwalben betrachtete. Gerade dieses Wort, als hätte es der Teufel selbst ausgewählt. Oh, einen Stein möchte ich auf diese widerliche alte Jungfer werfen (das Ekzem, mit dem Gott sie gestraft hatte, war wirklich eine zu milde Strafe) für das Gerücht, das sie in Umlauf brachte: Lydia, unsere liebe Lyduscha, die allerdings recht exzentrisch sein konnte, aber grundehrlich war, sei eine Kleptomantin gewesen! Und noch einen Stein auf die Botschaftersgattin, die das Gerücht zu einer literarischen Sensation aufbauschte. Aber was kann ein elender Greis a.D. für die Ehre seiner Familie tun! Meine Steine treffen weder das Grab der einen noch die Pfauenfedern und die Schleppe der Hoftoilette der anderen. Ja, was gelten neben einer

derartigen Schmähung all die Lobeshymnen, die diese Dame um unsere Lydia gesponnen hat. Sie ist und bleibt verleumdet, verleumdet, verleumdet. Und doch spucke ich in großem Bogen darauf – ptü! Ptü! Ptü! (Nie zuvor habe ich so etwas getan.) Ich spucke darauf, denn so dummes Zeug ist nicht wert, sich darüber zu ärgern!

Was könnte ich sonst zur Verteidigung unseres unglücklichen Vaters tun?

The image shows a musical score for a piano piece. It consists of two systems of music, each with a treble and bass staff. The first system is marked 'Con moto' and 'p' (piano). The composer's name 'Franz Abt' is written above the first staff of the first system. The music features a mix of eighth and sixteenth notes, with some rests and dynamic markings.

Diese Romanze von Abt habe ich in unseren ersten Dorpater Jahren gespielt. Wir hatten schon damals in unserer Wohnung in der Barkenstraße auch ein Klavier. Das Haus gehörte dem Goldschmiedemeister Hermann, der einen gewaltigen goldenen Schnurrbart hatte. Ich war damals noch keine elf Jahre alt. Wenn ich im Sommer aufwachte und das Fenster offen war – mein Bruder Julius war damals noch am Leben und turnte jeden Morgen, und Harry brachte uns bei, bei offenem Fenster zu schlafen –, blies der Wind über die geteerten Dächer und trug den Geruch von Flußschlamm und Schilf und des weiten Wassers und das ferne Gessumme des Marktes zu uns. Ja, Herr Palm, ich war ein Junge von zehn Jahren, als ich mit eigenen Augen sah, was für ein Mann unser Vater tatsächlich war.

Eines Tages fühlte ich gleichsam körperlich, daß etwas nicht stimmte. Darüber hinaus bemerkte ich, daß Vater und Lydia insgeheim aufgereggt von irgendetwas sprachen. Und daß Lydia nach dem Mittagessen mehrmals fortrannte und bei ihrer Rückkehr von vielen Männern berichtete, die mit ihren Wagen am Marktplatz beim Fluß ein Lager bezogen hätten. Meine Fragen ließ sie unbeantwortet, und Vater befahl mir zu schweigen. Um so neugieriger wurde ich. Und ich beschloß, selbst nachzusehen, was

am Markt los war. Es war ein milder Abend spät im September und es dämmerte bereits. Ich lief zum Markt und sah: Am Fluß standen wirklich mehrere Dutzend Bauernwagen, die dort üblicherweise zu dieser Stunde nie zu sehen waren. Die Pferde waren ausgespannt, sie knabberten ruhig und geräuschvoll an ihrem Hafer. Die Männer hockten an drei oder vier Lagerfeuern, in denen sie Kartoffeln buken. Ansonsten war ringsumher niemand zu sehen, nur ein Paar Stadtwachen flanierete die Neumarktstraße heran und ein anderes Paar spazierte plaudernd zur Steinbrücke. Als ich gerade über den Platz zu den Lagerfeuern schlich, näherten sich zwei Wagen am jenseitigen Ufer, polterten über die Brücke und fuhren zum Markt. Ich hörte jemanden sagen:

„Tag auch, Bauernvolk. Aha, ihr werdet ja wohl die Abgesandten sein?“

„Psst! Sind wir! Aber verkünde das nicht so laut. Woher kommt ihr?“

„Aus Lais.“

„Wir kommen aus Oberpahlen. Nun, euch hat die Gutspolizei sicher auch Pässe gegeben?“

„Stimmt.“

„Hier treiben sich allerlei Ordnungshüter herum, also das Maul halten.“

„Wann läuft das Schiff aus? Und von wo?“

„Sieben Uhr früh. Der gelbe Kahn, der dort bei der Landungsbrücke vor sich hintuckert.“

„Von dort sollen es bis Petersburg noch gute zweihundert Werst sein?“

„Was sind schon zweihundert Werst, wenn es nur klappt ...“

Weiter hörte ich nichts. Ich rannte zurück nach Hause. Als ich in die Neumarktstraße einbog, begegneten mir wieder einige Stadtwachen, und in der Nähe unseres Hauses sah ich aus einer Speicherluke vier oder fünf Paar Soldatenstiefel heraus schauen. In der Nacht erwachte ich zweimal davon, daß Vater im Nebenzimmer rumorte. Ich schlich zu seiner Tür und spähte ins Zimmer: Vater hatte eine Stufenleiter ans Fenster gestellt, das zum Fluß führte, stand angekleidet auf ihr und schaute hinaus. Als er fortging und die Leiter stehenließ, kletterte ich im Nachthemd hinauf und hielt ebenfalls Ausschau, sah aber nichts als Finsternis und den Dachfirst des Hauses gegenüber. Darauf schleppte ich aus der Küche einen leeren Brennholzkasten herbei und stellte ihn auf die Leiter. Nachdem ich auf den Kasten geklettert war und mich auf die Zehenspitzen gestellt hatte, sah ich über dem Nachbarhaus den Schein der brennenden Lagerfeuer am Fluß. Am Morgen gegen sechs Uhr hörte ich Lydia im Nebenzimmer mit Vater flüstern:

„Was nimmt sich die Polizei heraus?! Die Männer wollen doch die Regierung sprechen! Darf man das nicht?!“

„Närrisches Kind! Sie wollen sich über die Gutsherren beschweren. Wegen des Frondienstes, der Prügelstrafe und aller übrigen Willkür.“

„Und wann soll das passieren?“

„Um sieben. Wenn alle auf dem Schiff sind.“

„Woher weißt du das?“

„Aus der Kanzlei des Polizeimeisters.“

„Und wer soll es ausführen?“

„In den Höfen der Häuser am Fluß stehen zwei Kompanien Soldaten bereit.“

„Und du – du gehst trotzdem hin?“

„Jemand muß ja.“

„Ich könnte an deiner Statt gehen.“

„Einem Mädchen wie dir würden sie nicht glauben.“

Eine Minute später hörte ich Vater aus seinem Zimmer gehen und die Haustür quietschen. Ich war schon angekleidet und hatte die Schnürstiefel an den Füßen. Ich schlüpfte durch die Hintertür und das Hoftor hinaus und sah Vater durch den grauen Nebel zum Fluß gehen. Er hielt sich dicht an die Hausmauern. Ich folgte ihm in einiger Entfernung. Die Barkenstraße entlang schlenderten drei oder vier Männer ebenfalls zum Fluß hin. Ich hörte deutlich ihre Stimmen und erahnte im Dunkeln ihre Schatten. Ich hätte wetten können, daß auch sie Stadtwächter waren. Ich versteckte mich hinter einer Litfaßsäule, die wie dafür geschaffen am Bürgersteig stand, und Vater schien mit einer Hausmauer zu verschmelzen. Als die Stadtwachen vorbei waren, sah ich ihn wieder von der Mauer loskommen und an ihr weitergleiten. Ich folgte ihm auf Zehenspitzen und machte wie er einen Bogen um den Marktplatz. Ich hatte zu Hause gerade den „Lederstrumpf“ des, na, dieses Amerikaners gelesen, und mir war sofort klar: Vater wollte sich dem Lager der Bauern vom Flußufer her nähern – dort war der Nebel am dichtesten. Hätte er den Platz überquert, wäre er im Schein der Feuer weithin zu sehen gewesen. Da stieg mir die kühle Feuchtigkeit in die Nase, die Weidenstümpfe und die Pferde standen vor mir und Vater erreichte gerade die ersten Wagen.

„He, Bauernvolk! Wer hält da beim Feuer Wache? Still! Komm her!“

„Mh? Was ist?“

„Ihr seid die Volksabgeordneten, die am Morgen an Bord dieses Schiffes nach Narwa wollen?“

„Wir sind keine Volksabgeordneten. Wir sind das Volk selbst! Aber mit wem haben wir es zu tun?“

„Paß auf, was ich euch sage. Wenn ihr alle um sieben Uhr an Bord geht, kommen zwei Kompanien Soldaten aus den benachbarten Höfen

und schnappen euch. Die Gutsherren haben beschlossen, daß ihr nicht nach Petersburg gelangen dürft.“

„Aber wir haben doch unsere Reisepässe in der Tasche!“

„Gerade deshalb wird man euch festnehmen. Wollt ihr nach Petersburg kommen, so seht zu, daß ihr von hier in einer Stunde verschwindet. Aber nicht alle gleichzeitig. Lieber einzeln oder zu zweit. Ein Teil über die Brücke, die anderen zur Fähre von Lunia. Jeder, wohin er kann. Und fährt die Landstraße entlang. Bildet nur ja keinen Troß. Erst hinter Narwa könnt ihr euch zusammentun. Sputet euch!“

Viele Männer hatten sich um Vater geschart.

„Was redet er daher?“

„Uns festnehmen?“

„Ihn selbst müßte man für solche Reden festnehmen!“

„Halt, halt!“

„Wer sind Sie überhaupt? Was haben Sie mit uns zu schaffen!?“

„Egal, wer ich bin. Glaubt meinen Worten. Und mit euch habe ich insoweit zu tun, daß ich meinen Volksgenossen die Gefangenschaft ersparen möchte. Die Soldaten halten unter ihren Jacken Handschellen für euch bereit. Sechzig Paar. Das könnt ihr mir glauben.“

„Wir haben die Pässe der Gutspolizei in der Tasche – und wir sollen glauben, was du uns zuraunst?! Sag erst einmal, wer du bist!“

„Kommt her wie ein Friedhofsgespent ...“

„Sieht aus wie'n Aufpasser.“

„Will uns wohl bange machen!“

„Jeden Quatsch glauben wir nicht.“

„Schon gut, schon gut. Aber wenn euch der Postpapa im ‚Postimees‘ dasselbe geschrieben hätte, was ich euch hier sage? Hättet ihr es geglaubt?“

„Na dann ...“

„Aber der Postpapa schreibt so etwas nicht!“

„Leider, leider! Und wenn er es euch geradeheraus ins Gesicht sagt, glaubt ihr ihm dann auch nicht?“

„Was für ein Postpapa?“

„Na, ich bin der Jannsen vom ‚Postimees‘.“

„Bist du's wirklich?“

„So einer mit 'ner Melone?!“

„Hör mal, zeig dein Gesicht her!“

„Komm näher zum Feuer!“

„Weiß Gott, das ist er!“

„Ja, er ist's. Ich war im vergangenen Jahr bei dir in der Redaktion. Wegen des Daches unserer Schule. Erinnerst du dich?“

„Nein, mein Lieber. Zu mir kommen so viele. Na, glaubt ihr mir jetzt – und werdet ihr verschwinden?“

„Ja, jetzt ... Wir müssen alle aufwecken. Ja, jetzt werden wir wohl ...“

„Wie kommst du selbst hier weg? Werden sie dich nicht fassen?“

„Es wird schon gehen. Gott mit euch!“

Vater wandte sich um, und ich zog mich in den Schutz einer knorrigen Weide zurück. Als er schon ein gutes Stück zurückgelegt hatte, eilte ich ihm nach. Niemand bemerkte mich. Aber ich sah zwei Uniformierte aus der Pforte von Reinholds Badstube treten und auf ihn zugehen. Es war schon so hell, daß ich aus meinem Versteck neben der Pforte Herrn Jan-nau und einen Gerichtsvollzieher erkannte.

„Morgen, Herr Polizeimeister! So früh schon auf den Füßen?“

„Morgen, Herr Jannsen, – Sie auch, wie ich sehe. Was brachte Sie so früh aus dem Bett?“

„Herr Polizeimeister, Sie sind auf der Jagd nach Beute für Ihr Gefäng-nis, ich wiederum für meine Zeitung.“

„Und was haben Sie gefunden?“

„Die Bauern dort am Fluß. Sie sind wohl nicht im Bilde? Eine rühren-de Geschichte! Sie fahren zu unserem huldvollen Kaiser.“

„Von ihnen, *bitte sehr*, keine Silbe! Befehl des Generalgouverneurs.“

„Ach so? Tut mir leid. Es wäre eine rührende Geschichte geworden. Aber Befehl ist Befehl, versteht sich. Ich danke für den Wink. *Auf Wie-dersehen, Herr Polizeimeister. Und Waidmanns Heil!*“

„Aber Herr Jannsen, das darf man doch nicht so offen wünschen! Sie verderben mir noch den Fang ...“

Als Vater das Haus betrat und ich am Hoftor stehenblieb, hörte ich die ersten Wagen vom Markt poltern. Um neun herum ließ das von den Bau-ern gemietete Schiff Dampf ab, denn keiner von ihnen hatte einen Fuß an Bord gesetzt. Die Soldaten wurden ohne Aufsehen aus den Höfen abge-zogen, Ordnungsrichter Engelhardt stapfte mit seinen Grenzposten wü-tend über den Markt und zischte:

„Verfluchtes Gesindel ...“

So ein Mann war unser Vater, Herr Palm! Dank ihm gelangten die Bau-ern trotzdem zum Kaiser. Ob davon Nutzen erwuchs, bleibe dahinge-stellt. Daran, daß Herr Walujew ihnen nachher hart zugesetzt hat und einige nach Sibirien verschickt wurden, hat unser Vater keine Schuld.

In Dorpat wurde aus ihm, dem Pernauer Zeitungspapa, bald ein wahr-er Führer des estnischen Volkes. Im Sommer des Jahres neunundsechzig, schon in der Teichstraße, herrschte in unserem Haus mehrere Wochen lang von morgens bis abends und die halben Nächte gewaltige Turbulenz. Mama hatte wegen der Gäste meist in der Küche zu tun und kam kaum

dazu, sich um ihre Kreuzschmerzen zu kümmern oder die Haube zu wechseln. Im Hause ging es drunter und drüber wie nie zuvor, es war ein Kommen und Gehen: Bauern und Städter suchten Vater wegen der Zeitung auf, Mitglieder des Festkomitees und Vorsteher der Chöre holten sich Rat über Lieder und Noten, es kamen Leute des „Vanemuine“ sowie Festgäste und Festredner, Neugierige, Freunde und Ausländer – Aspelin und Svan und Hunfalvy ... Mitten in diesem Treiben unser Vater – bei Besprechungen, in der Redaktion und im Vereinssaal, bei Chorproben und auf der Festbühne, bei Festzügen und auf dem Rednerpult – jovial und breitschultrig, schweißnaß und fröhlich, zu Hause meist in Hosenträgern. Nur wenn Ausländer ins Haus kamen, band er sich eilig seine Fliege um den Hals und warf seinen schwarzen Gehrock über.

Auch dann, wenn Propst Willigerode bei uns vorbeischaute.

Warum meinen die Leute, Vater hätte zu Herrn Willigerode nicht ehrerbietig sein sollen? Was berechtigt sie zur Annahme, er hätte ihm gegenüber unverschämt auftreten müssen? Ich sage es Ihnen: Ihre Ignoranz und der Verstand eines Kalbes hat sie dazu verleitet!

Herr Willigerode war ein hochgebildeter Mann. Sohn eines Gymnasiallehrers, nicht wahr. Außerdem war er Propst. Und geistlicher Zensor. Und Konsistorialrat. Deutscher, versteht sich, aber Pfarrer einer estnischen Gemeinde. Ein profunder Musikkenner und tadelloser Herr. Allein seinem silbernen Backenbart war es anzusehen, daß er einst *doctor theologiae h.c.* werden würde. Also brauchte man durchaus nicht dem Geist nach ein Küster zu sein (wie es Jakobson in Worte gefaßt haben soll), um vor Herrn Willigerode eine tiefe Verbeugung zu machen. Jakobson hätte ihm sicher nur zugnickt und wäre weiterstolziert. Aber ich sage: An Sozialisten und Nihilisten hat sich unser Vater auch in dieser Angelegenheit nie ein Vorbild genommen. Nein! Und ich gehe noch weiter: Vater konnte sich eine gewisse Ehrfurcht Willigerode gegenüber um so eher leisten, da er wußte, daß diesem eines bekannt war: Nur dank Vater Jannsens politischer Weisheit war Willigerode zum Vorsitzenden des Festkomitees und Vater Jannsen zu seinem Stellvertreter gewählt worden, und nicht umgekehrt. So wurde das große Fest mit viel Vergnügen begangen. (Und niemand außer Jakobson fand daran etwas auszusetzen.) Zum Schluß ließ Lydia uns im „Vanemuine“ Theater spielen, was heute als die Gründung unseres nationalen Theaters gilt, und unser Haus wurde von Tag zu Tag immer mehr zum Zentrum des estnischen Geisteslebens. Auch *wirtschaftlich* ging es uns damals nicht schlecht, und so befahl Vater, Mama solle das häusliche Kerzengießen bleibenlassen, da unser Kleingeld ausreichte, Kerzen zu kaufen: Der „Eesti Postimees“ wurde von mehr als dreitausend Abonnenten gelesen! Und natürlich nicht nur wegen der

Aufsätze Jakobsons, die er aus Petersburg schickte; und auch nicht wegen des Wortgefechts, das sie hervorriefen. Trotzdem suchte uns Herr Willigerode nach dem großen Fest immer öfter auf. Es war geradezu, als rücke die Marienkirche immer näher an unser Haus in der Teichstraße heran. Gegen diese Ehre hatte Vater wahrhaftig nichts. Er empfing den Herrn Propst mit freudiger Ehrfurcht und ließ Leenu Rheinwein kredenzen. Ich erinnere mich, daß ich einmal im Flur meine Schuhe putzen wollte (ich wollte ins „Vanemuine“ zur Probe des „Vetters von Ösel“). Vaters Tür war einen Spalt weit geöffnet, und ich sah den Lehnstuhl und Herrn Willigerodes etwas krummen Rücken, ihm gegenüber am Sofatisch Vaters unter setzte Gestalt in einer Wolke von Zigarrenrauch. Und ich hörte Vater mit seinem ein wenig schrillen, näselnden Bariton sagen:

„Wir können, Gott sei Dank, wirklich nicht murren. Wir hören zwar, daß die Herren der Ritterschaft über uns schimpfen, weil wir in unserem Blatt die Œuvres einiger junger Hitzköpfe abgedruckt haben. Und es kommt uns natürlich zu Ohren, daß diese Hitzköpfe ihrerseits über uns schimpfen, weil wir uns erküht haben, den Erzeugnissen ihrer Feder vor dem Drucken einige Schwanzfedern auszuzupfen. Aber das ist doch hier auf Gottes Erden der natürliche Lauf der Dinge. (Während er das sagte, goß er den Rheinwein in zwei große Römer.) Ein Zeitungsmann muß nicht nur auf Eiern laufen können – was wir schon längst behauptet haben. Nun, Herr Propst, kosten wir diese Gabe Gottes. (Ich zog im Flur gerade meinen eng gewordenen Mantel mit dem Samtkragen an und sah, den einen Arm schon im Ärmel, Vater mit Genuß Wein schlürfen und sich die Lippen lecken.) Hierzulande muß ein Zeitungsmann drei- oder gar vierfach erfüllen können, was unser Heiland von einem Christenmenschen fordert: Gebet Gott, was Gottes ist, und dem Kaiser, was des Kaisers ist. Ja, er muß auch seinen Schreiberseelen geben, was der Schreiberseelen ist, und den Lesern, was den Lesern ist – und desgleichen gibt es so vieles, daß man es kaum aufzählen kann, da sich auf seinen Honigwaben Tausende versammelt haben, nicht wahr, und ganz selten muß er versuchen, ein ganz kleines bißchen sich selbst zu geben, und zwar das, was seinem eigenen Herzen gebührt ...“

Ich wollte schon aus dem Flur gehen und genierte mich, gelauscht zu haben. Darum hörte ich auch nur die ersten Worte des Herrn Willigerode:

„Ja-ja-ja, Herr Jannsen, Sie sind wahrlich das, wozu Sie in der Bauernsprache noch kein passendes Wort erdacht haben: *ein Virtuose*. Aber gerade darum ...“

Das war natürlich ein wahres Wort, und just deshalb vermochte sich Vater mit seiner gemütlichen Art in der heiklen Lage nicht zurechtzufinden. Aber das begriff ich erst Jahre später so richtig. Damals hatte ich für

solche Dinge noch keinen Blick. Und auch keine Muße, denn ich ging im „Vanemuine“ ein und aus, übte Geige für das Frühlingsfest im Gymnasium, zudem hatte ich kürzlich auf der *Schlittschuhbahn* Papa Bandeliers, des Tischlermeisters kleine Amélie kennengelernt. Und doch bemerkte ich plötzlich Vaters schlechte Laune, die ihm sonst nie anzumerken war. Sogar Mama war sie anscheinend aufgefallen, denn gerade in diesen Tagen fragte sie ihn wiederholt, ob er nicht zu viel vom Sauerkraut Felliner Art gegessen habe. Schließlich hatte Vater sie recht grob angeherrscht: „*Na halt mir endlich das Maul, gnädige Frau!*“ Und weiter: „Unsere Mama meint, ein einfacher Bauer kümmere sich um nichts anderes als um seinen Bauch!“ Und so etwas kam in unserem Hause selten vor. Und ich erinnere mich: An einem Sonntagmorgen im Winter, als wir am Frühstückstisch saßen, streichelte Lydia seine rechte Hand, die auf dem weißen Tischtuch lag und deren Mittelfinger wie stets einen Tintenfleck trug, und fragte:

„Vater, was fehlt dir?“

Vater schaute sie an, und seine Miene wurde weich, wie es stets der Fall war, wenn er sie ansah. Er fing an, dröhnend zu lachen, und erwiderte:

„Ha-ha-ha-ha-ha! Nichts fehlt mir. Ich habe überlegt ...“

„Was?“

„Wie es dem Mann aus Fennern ergangen ist, der im Wald auf Meister Petz gestoßen war.“

„Ja und?“

„Na, da geht ein Mann in Gedanken versunken seines Weges, und plötzlich steht der Petz da, mit dem Rücken zu ihm, und wackelt mit seinem Schwanzendchen.“

„Was weiter?“ fragte ich, nicht aus purer Höflichkeit, sondern aus Neugier, denn mir war schon damals klar, daß in seinen häufig recht platten Geschichten ein gutes Stück Weisheit steckte.

„Was weiter wurde? Der Mann überlegte, ein zweites Mal würde es keine solche Gelegenheit mehr geben, und packte, hast-du-nicht-gesehen, den Bären am Schwanz!“

„Und dann?“

„Na, der Mann hatte den Bären in der Hand, aber es war grauenhaft, ihn festzuhalten, und unmöglich, ihn loszulassen.“

„Was passierte dann?“

„Das habe ich mir ja gerade überlegt, was weiter wurde.“

Dann schlürften Mama und Papa ihren Kaffee aus, und Vater ging in die Kirche (Vater und Mutter gingen Sonntag morgens immer in die Marienkirche), aber diesmal blieb Mama wegen ihrer Kreuzschmerzen zu Hause. Am selben Vormittag lief ich die Teichstraße entlang nach Hause,

und ein kalter Sturmwind wehte mir ins Gesicht ... Das muß Anfang des Jahres siebzig gewesen sein. Und als ich mich unserem Hause näherte (wir hatten im Erdgeschoß sechs Fenster nebeneinander zur Straße hin, nicht wahr, und zwei davon, die nächsten, waren diejenigen von Vaters Arbeitszimmer), sah ich Vater am Fenster stehen und hinaus schauen. Sein Blick ging zur Marienkirche, er schaute direkt in meine Richtung, und ich lächelte ihm zum Gruß zu. Aber plötzlich begriff ich, daß er mich überhaupt nicht sah. Ich war ein wenig erschrocken, wahrscheinlich bemerkte ich gar nicht, wie seltsam das war, denn sonst hatte er seine Augen überall. Ich winkte ihm zu. Er sah mich noch immer nicht. Aber ich sah sein Gesicht nun ganz aus der Nähe. Und erschrak wirklich. Sein breites Antlitz jenseits der bläulichen beschlagenen Scheibe wirkte sonderbar blaß und flach. Und die Brille mit dem dünnen Drahtgestell saß ihm ungewohnt schief auf der Nase. Sein linkes Auge war hinter dem Glas, das rechte dagegen schaute unter dem Rand hervor. Seine kleinen aufmerksamen grauen Augen waren seltsam dunkel und leer. Als hätte ihn jemand ins Gesicht geschlagen. Nun ja. Aber am Mittagstisch bemerkte ich nichts Besonderes mehr an ihm. Und bald vergaß ich das alles. Denn ich übte Geige und in der Schule mit den Jungen das Quartett von Kreutzer. Sie wissen schon, dasselbe:



Ja, und als die *Schlittschubbahn* zu schmelzen begann, lustwandelte ich am Sonntagvormittag mit Amélie im Ressource-Garten ... Aber schon davor, als noch Schnee lag, war Vater nach Reval oder Riga gefahren (oder in beide Städte, ich kann mich nicht genau erinnern). Er kehrte nach einer oder zwei Wochen zurück und brachte für unseren Garten schöne bronzene Laternen mit und für die gute Stube einen richtigen Kronleuchter. So kam schon der Sommer des Jahres einundsiebzig, und Vater und Lydia fuhren nach Finnland, wo sie von allen Snellmans und Lönnrots wie königliche Hoheiten empfangen wurden. Als Lydia zurückgekehrt war, schienen ihr Flügel gewachsen zu sein. Und dann explodierte über

unseren Häuptern Jakobsons zum Himmel stinkendes Pasquill. Dieses jämmerliche Machwerk, das der geehrte Herr Palm jetzt in der Zeitschrift „Eesti Kirjandus“ abgedruckt hat, und so gilt dieses *Stink- und Schmachwerk* von nun an als wirkliche estnische Literatur. Pfui!



Den Menschen ist ein sonderbarer Charakterzug zu eigen, ja sogar mehrere derartige Züge, wie ich im Laufe der Jahre festgestellt habe –, was wahrscheinlich *im Innersten* dasselbe ist: Angst vor der Tiefe und – wie soll ich es sagen – Sehnsucht nach der Tiefe. Ähnlich empfindet der Mensch Ekel vor gewissen Dingen und wird zugleich von ihnen angezogen. Kaum jemand hat Abscheulicheres von unserem Vater behauptet, als was dieser Oberjakobiner von Kurgja ihm in den ersten Zeilen seines Pasquills in den Mund legt. Jawohl, in all den Jahrzehnten nicht, die seit Erscheinen dieser Schmähschrift vergangen sind und in denen man sie immer wieder nach Belieben ausgelegt hat. Und dennoch irritieren mich diese Zeilen so weit, daß ich sie immer wieder lesen muß. Obwohl ich sie gar nicht deutlich vor mir zu sehen brauche, denn seit sechzig Jahren kann ich sie auswendig. Ja, es ekelt mich und ich möchte meinen Mund mit Chlorodontwasser spülen. (Herr Palm, haben Sie nicht dasselbe Gefühl?) Und dennoch muß ich die Worte wiederholen (Herr Palm, vielleicht tun Sie es aus demselben Grunde?):

*Willst du die ganze Welt durchwandern
und freuen deines Lebens dich,
so merke dir, betrüg die andern,
dann füllen deine Taschen sich ...*

Geld ... Vater hat Geld nie zurückgewiesen, wenn er es verdienen konnte. Er liebte sein gemütliches Heim, nicht schlechter als dasjenige der Deutschen, anständige Kleidung, üppige Mahlzeiten, einen guten Schluck und wohlriechende Zigarren. Aber, Herr Palm, wen hätte unser Vater deswegen je betrogen? Er arbeitete im Schweiß seines Angesichts von morgens bis abends. Und du, du Oberjakobiner von Kurgja (ich höre meine Stimme zum Falsett werden und ich fühle, daß ich mich beruhigen muß) du – ich erinnere mich sehr wohl an dich, du warst auch Gast in unserem Haus in der Teichstraße. Ich war damals ein Junge von vierzehn Jahren,

und in unserem Hause sprach man damals nur das Beste von dir, denn anderes hattest du nicht verdient. Ich erinnere mich an dein Wams von Tarwast, an deinen rosigen Teint, an dein kastanienfarbenes Haar, an deinen Schifferbart und an deine hellblauen Brillengläser. Und an deine stämmige, damals noch geschmeidige Gestalt. Du warst ein *Sitzriese* (wie Goethe, doch hat das gar nichts zu bedeuten), und doch war es für mich eine gewisse Enttäuschung, als du, nachdem du am Tisch Reden geschwungen hattest, aufstandest – und dich durchaus nicht als Hüne entpupptest. Ich erinnere mich an einen Augenblick in unserem Garten, bei der Bank neben den Heckenrosen, wo später eine der bronzenen Laternen aufgestellt wurde. Du standest vor der Bank, die Linke in die Hüfte gestützt und in der Rechten ein Exemplar der „Nachtigall des Embach“, die die Laakmann-Druckerei uns gerade zugeschickt hatte. Vater, Julius und Eugenie saßen neben Lydia auf der Bank, Leopold stand hinter ihnen und Hurt mit seiner Verlobten neben Lydia. Du hieltest das Buch nahe an deine kurzsichtigen Augen und begannst mit deiner schrillen und zugleich sonoren Stimme zu lesen. Bald ließest du das Buch sinken, denn du konntest das Gedicht auswendig, und je weiter du lasest, desto mehr verlor deine Stimme an Schrillheit und desto sonorer klang sie.

Sie hatten Deine Freiheit
 Begraben, Vaterland,
 Und unter sich, die Räuber,
 Getheilet Dein Gewand.
 Und Essig Dir zu trinken
 Sie reichten, stellten dann
 Viel Wächter an die Gruft Dir:
 So lagst Du in schnödem Bann.

Ach! trostlos aus der Ferne
 Deine Kinder blickten drein,
 Nicht wagten sie zu nahen
 Begrab'ner Freiheit Schrein.
 Des Feindes Siegel klebte
 An deckenden Steins Gewicht,
 Und durch das Dunkel draußen
 Drang keines Sternes Licht.

Doch schau'! ein Frühroth schimmert:
 Zu Grabgewölbes Thor
 Der Engel schwebt hernieder
 Und ruft: „Empor! Empor!“
 Der Felsen regt sich, bebet,
 Es lacht das Himmelszelt,

Freiheit im weißen Kleide
Begrüßet Dich, o Welt!*

* Übersetzung von W. Schott, in: Magazin für die Literatur des Auslandes (1868), S. 346 (frdl. Hinweis der Übersetzerin).

Plötzlich brach deine geübte Rednerstimme ab. Du schwiegst einen Augenblick, wandtest dich an Lydia und sprachst, als hörten dir Tausende zu (das war so deine Art):

„Fräulein Jannsen, seit heute soll Ihr Name *Koidula* sein!“

Du hast diese Worte gesprochen! *Du* hast diesen Namen als erster ausgesprochen. Wie du so viele Dinge in diesem Land zuerst ausgesprochen hast. Warum hast du uns später das angetan, was du getan hast? Antworte! Du kannst es nicht ... Du ruhst unter der Erde in einem Wald bei Pernau. Alle sind unter der Erde. Aber ich bin noch am Leben. Ich bin noch hier. Und ich muß dich Lügen strafen. Um jeden Preis. Ich muß, ich muß, ich muß ... Du furchtbarer, verneinender Geist, wer hat dir das Recht verliehen, diese garstigen Worte unserem Vater in den Mund zu legen? ...

Du wußtest doch, wie teuer gerade ihm das Vaterland war? Und was ihm die Liebe des estnischen Volkes bedeutete? Daß in der Fülle seines Lebens auch andere Dinge Platz fanden – konntest du es ihm nicht nachsehen, wenn nicht uns allen, so doch Lydia zuliebe? Dieser Lydia, die du selbst *Koidula* genannt hast?!



Danach ist das Leben unserer ganzen Familie eine einzige Qual gewesen. Unsere Ehre ließ es natürlich nicht zu, nach außen hin unseren Jammer zu zeigen. Auch untereinander sprachen wir davon nur selten. Ich weiß nicht, was meine Eltern über diese Angelegenheit gesprochen haben. In meiner Anwesenheit sprachen sie nie ein Wort. Jedenfalls wurde Mamas *Haltung* in diesen Jahren – wie soll ich es sagen – besonders steif, und mir schien, nicht nur wegen ihrer Kreuzschmerzen, die sie eher niedergebeugt als ker-

zengerade aufgerichtet hätten. Und die armen *Kamele*, wie sie unsere Dienstboten nannte, nahm sie noch mehr in die Zange als je zuvor.

Übrigens – ich habe nie darüber nachgedacht, aber die endgültige Entfremdung Leopolds von der Familie und sein Abstieg – bis zu seinem Trinkertode – war das nicht auf dem Mist gewachsen, mit dem unsere Familie beworfen wurde?

Und Lydias Ehe mit Eduard, nun ja. Sie war natürlich nicht *so* unglücklich und zerrüttet, wie es heute dargestellt wird. Aber man kann auch nicht behaupten, Lydia hätte das große Glück ihres Lebens gefunden. Aber was ich sagen kann: Mehr als einmal hat sie später ihrem „Herzensbrüderchen“ angedeutet: Almbergs Zurückhaltung hätte sie tapfer verwunden, sie hätte den Rückzieher dieses Bärenjungen mit dem Hasenherzen heiter getragen, hätte sie ein unbeschmutztes Zuhause gehabt, wo sie eine Weile hätte Atem holen können. In Eduards Arme trieb sie die Entehrung ihres Heimes. Denn Vater verwahrte sich gegen Jakobsons Schmähung nicht auf die Art, die Lydia für notwendig hielt. Oh, selbst mein verkalktes Hirn erinnert sich deutlich an einen Wortwechsel zwischen Vater und Lydia, das war im Herbst des Jahres zweiundsiebzig, vermutlich im Oktober. Der alte Riemschneider, der uns im Gymnasium in *Naturkunde* unterrichtete, hatte gesagt, jeder von uns solle zur nächsten Stunde mindestens ein Dutzend Blätter verschiedener Bäume mitbringen. Die Mehrzahl unserer jungen Herren piffte natürlich darauf und meinte, so etwas Blödes könne man in der dritten Klasse einer Mädchenschule verlangen, nicht aber in der *Tertia* des Gymnasiums, nicht wahr ... Aber ich beschloß, nachdem ich eine Weile mit mir gehadert hatte, die verdammten Blätter doch aufzulesen, in meine Kladde zu legen und mitzunehmen. (So pflegte ich es in solchen Fällen stets zu tun, um es denen, die das Sagen hatten, recht zu machen, und es mit der anderen Seite nicht zu verderben – das war gewissermaßen auch die Art unseres Vaters.) Ich ging in den Garten, denn die Handvoll Laub brauchte ich nicht weit zu suchen, davon gab es dort mehr als genug. Ich spazierte zwischen den Apfel- und Pflaumenbäumen, pflückte ihre Blätter und steckte sie in die Kladde. Ich tat einige rötlich-violette Ahornblätter und ein feuriggelbes Birkenblatt hinzu. Ich hob unter einer Buche einige rostfarbene und grün gestreifte Blätter auf. Ich schlenderte an der gelbgesprenkelten Akazienhecke vorbei und überlegte, ob Riemschneider Akazienblätter akzeptieren würde. Da hörte ich Lydias aufgeregte Stimme von einer Gartenbank hinter der Hecke.

„Vater, du mußt den Mund auf tun! Du mußt ihnen antworten! Warum tust du es nicht? So können wir ja nicht mehr in Dorpat weiterleben. Ist dir das denn nicht klar?! Wo wir uns auch zeigen, steckt man die Köpfe

zusammen und tuschelt. Vater, solange du schweigen wirst, wird man dich für schuldig halten.“

„Das Ei will klüger sein als die Henne. Leeres Gewäsch, Mädchen. Die Hunde hören nicht auf zu bellen, wenn man ihnen entgegenbellt.“

„Hunde sind eben Hunde. Aber rechte Männer des Volkes, gebildete Esten, Hurt meinetwegen – wenn er uns auf der Straße trifft – hast du denn nicht bemerkt, wie er auf uns schaut?“

„Wie schaut er denn?“

„Er grüßt, er spricht, aber er bemüht sich, uns nicht in die Augen zu sehen.“

„Na, na ...“

„Und unsere eigenen Leute ... als ich gestern in die Redaktion ging, weißt du, was an der schwarzen Tafel zu lesen stand? Dort, wo die abgefertigten Pakete mit Kreide notiert werden?“

„Was denn?“

„In großer, deutlicher Schrift:

Mene, mene tekel –

Dreitausend Silbersekel ...“

„Pozttausend! Bisher habe ich von zweitausend gehört. Zweitausend soll mir Samson durch Willigerode gezahlt haben. Woher nehmen sie jetzt die dreitausend?“

„Das ist ... *symbolisch* ...“

„Wieso *symbolisch*?“

„Diese Zahl soll besagen, daß sie meinen, du seist ein hundertmal größerer Verräter als Judas!“

„Wer meint das?“

„Diejenigen, die an die Verleumdung glauben und sowas an die Wand kritzeln. Dieser junge Mann, der neue Schreiber mit dem hellen Haar, machte sich bei meinem Eintreten daran, es in aller Eile wegzuwischen.“

„Kiviking?“

„Allerdings.“

„Ein Jakobiner, versteht sich.“

Pause.

„Vater! Ich bitte dich, mach' dem ein Ende!“

„Hm. Liebes Kind, wo sollte ich all den Lehm hernehmen, um ihnen das Maul zuzustopfen!“

„Vater, tu etwas! Ob es eine Wirkung hat oder nicht, ist egal. Aber ... aber ... wenn du nichts unternimmst, weiß schließlich auch ich nicht mehr, was ich davon halten soll.“

„Auch du?“

Ich hielt den Atem an und wartete, was Vater sagen würde. Eine Elster

flog geräuschvoll in den Wipfel einer grünlichgelben Lärche, und aus Kleinschmidts Hof erklangen die Schläge eines Wäschebeugels. Vater sagte:

„Also muß ich ihnen antworten.“

Ich konnte nicht verstehen, ob er es spöttisch oder gewissermaßen erschrocken sagte. Ich stahl mich leise ins Haus, schlich in meine Dachkammer, und mir war, als hätte ich einen Stein verschluckt.

Gott sei Dank schmolz dieser Stein in mir bald völlig. Denn in einer folgenden Nummer des „Postimees“ ließ Vater an seine Verleumder eine überlegene, deutliche Antwort drucken. Er hatte sie an den Autor eines Leserbriefes adressiert. Hier im mittleren linken Schubfach meines Schreibtisches bewahre ich sie auf. (Dieser Sessel kreischt bei jeder Bewegung. Ich muß Annette sagen, sie soll die Schraube ölen.) Da hab’ ich sie. Ich habe die Zeitung so oft auf- und zusammengefaltet, daß die Schrift in der Mitte kaum noch zu lesen ist, wahrscheinlich auch für junge Augen. Aber ich kenne den Text immerhin schon ein halbes Jahrhundert auswendig.

„Sie behaupten, in Werro, Dorpat und Jerwen gehört zu haben, der ‚Eesti Postimees‘ habe sich an die Deutschen verkauft – Geschäft ist nun mal älter als wir Sünder – und fügen dem Preis Tausende hinzu, was besagt, daß auch Sie ihn nicht billig herzugeben bereit sind, obwohl wir nicht wissen, ob Sie Käufer finden, zumal für einen so hohen Preis. Weiter behaupten Sie gehört zu haben, unter welcher Bedingung er diesen Handel abgeschlossen haben soll: dem Volk künftig keine Lehren zu erteilen. Und Sie behaupten, all dies gehört zu haben. Aber wir möchten erfahren, was mit Ihren eigenen Augen und Ihrem Verstand und Ihrer Auffassungsgabe los ist. Steht nicht eine Zeitung jedem offen?! Suchen Sie in ihr den Fehler, der Sie geärgert hat, und sprechen oder schreiben Sie darüber, wenn Sie ein rechter Mann sein wollen, aber kümmern Sie sich nicht um den jämmerlichen Tratsch, den die Welt von sich gibt! Sie scheinen allein diejenigen für aufrechte Esten zu halten, die gewaltigen Lärm schlagen, egal, ob das Volk davon was lernt oder weiter im Finstern tappt, und Sie verkünden, im nächsten Jahr gebe es im ganzen Land keinen einzigen Leser des ‚Eesti Postimees‘ mehr. Mein Lieber, ich würde mich an meinem Volk versündigen, würde ich dieser leeren Drohung die leiseste Aufmerksamkeit schenken. Da aber nach Ihrer Behauptung andere Leute ebenfalls befürchten, ich lebte von Bestechung, so sollen Sie und dieselbigen wissen: Ich habe, Gott sei es gelobt, durch mühsame Arbeit Bücher und eine Zeitung herausgegeben und dafür viel Geld bekommen. Wovon hätte ich sonst leben sollen?! Aber keinen roten Heller, für den ich mich selbst, die Wahrheit und das Recht verkauft hätte!“

Jawohl, Herr Palm, haben Sie das wirklich nicht gelesen?! Doch, natürlich haben Sie. So heruntergekommen kann doch die Zeitschrift „Eesti

Kirjandus“ auch nicht sein, um so oberflächliches Zeug abzudrucken. Dort gab es doch einst seriöse Redakteure wie meinen Kollegen Jõgever und noch einige andere. Den Tuglas, der jetzt die Literatur macht, wie ich auf dem Deckel lese, kenne ich eigentlich nicht. Einst hieß es, auch er wäre Sozialist. Und dennoch will ich glauben, daß alles, was sie dort schreiben, aus den bedeutendsten Quellen stammt. Jawohl. Aber je mehr ich annehmen muß, daß Ihnen die deutliche Antwort meines Vaters bekannt ist, desto mehr stellt sich die Frage: Woher nehmen Sie die Frechheit, das nicht wahrzuhaben? Wieso glauben Sie nicht, was mein Vater Ihnen expressis verbis gesagt hat: *keinen roten Heller!*



Warum will dieser junge Herr einen alten kranken Mann quälen? Nein, ich habe kein bißchen daran gezweifelt, was Vater seinen Verleumdern geantwortet hat. Das kam doch aus seinem eigenen Munde und aus seiner eigenen Feder. Das ist klar und endgültig. Heute, morgen und in hundert Jahren. Und mir war so leicht, so leicht zumute. Wenn ich sage, daß mir ein Stein vom Herzen gefallen ist, so ist das die reine Wahrheit, ja sogar gelinde ausgedrückt. Gottchen, als wir in der Schule die nächste Chorprobe hatten und das Lied von Kreutzer sangen – wir kannten es noch immer nicht auswendig,



Frei - e Män - ner sind wir

ha-ha-ha, da sang ich anscheinend lauter als je zuvor:



Der alte Arnold klopfte mit seinem Geigenbogen aufs Pult: „Khm, Jannsen! Der Tenor darf doch hier nicht so posauern, daß man die anderen nicht hört. *Nochmals, bitte!*“ Zwei- oder dreimal mußte er meine Sangeslust dämpfen. Jawohl.

Die öffentliche Entgegnung unseres Vaters, seine klare Zurückweisung der Verleumdung war für unsere Familie wie das Erwachen aus einem bösen Traum. Wir gingen wieder aufrecht und schauten Bekannten und Fremden furchtlos in die Augen, sangen lauter und lachten klangvoller als bisher. Und sogar Amélies verhängnisvollen Brief im Frühling des Jahres zweiundsiebzig verschmerzte ich im Hochgefühl der Befreiung ziemlich leicht ... Sie hatte mir mit ihres Vaters Lehrling, dem breigesichtigen August, ein gutes Dutzend Briefe geschickt, die in kleinen rosa Kuverts steckten und nach Veilchen dufteten. Er sah genauso aus wie alle früheren, auch Augusts Gesicht verriet nichts, als er mir in unserem Flur das Brieflein zusteckte. August war bei uns im „Vanemuine“ Souffleur und suchte öfters Lydia, Harry und mich mit allerlei Schauspieltexten auf. Ich bin sicher, daß auch er nichts wußte, denn er spielte ja nur den Postillion für uns. Theater spielen konnte er gar nicht. (Und trotzdem wurde ein großer Theatermann aus ihm: Herr August Wiera, nicht wahr.) Aber es gibt Vorahnungen, das habe ich immer gewußt. So ahnte ich auf eine unerklärliche Weise Schlimmes, als ich den Brief in meiner Dachkammer aufriß und las, was in den eitel hüpfenden Zeilen zu lesen stand: Wenn ich diese Zeilen lesen würde, sei sie, Amélie, schon *ganz woanders* und bäte mich von ganzem Herzen um Vergebung (als habe der Käfer überhaupt ein Herz!) – also sie bat von ganzem Herzen um Vergebung, sollte sie mir Grund zur Annahme gegeben haben, ihr lieber Eugen sei für sie mehr gewesen als ihr netter Freund – also einer von vielen, die stets verlassen werden. Ja, ja, sogar an der Schwelle zum achtzigsten Lebensjahr ist es ein wenig peinlich und bitter, sich seiner Kindheitsenttäuschungen zu entsinnen, und wenn ich ihrer hier gedenke, so nur, um zu zeigen, *wie* frisch und munter und siegreich wir alle uns damals fühlten, was mir half, meinen ersten Liebesschmerz in ein paar Wochen zu überwinden.

Meine neue Selbstsicherheit wandelte sich natürlich recht bald in alltäglichen, stillen Lebensmut um, und so hatte Arnold keine Ursache mehr, meine Singstimme zu bändigen. Aber mein Glaube an unseren Vater und der moralische Boden unter meinen Füßen waren nach wie vor fest. Und blieben es auch weiterhin. Obwohl beides bei der übrigen Verwandtschaft allmählich wieder tiefe Risse bekam. Denn der bereits ins Rollen gekommenen Verleumdung konnte auch Vaters unmißverständliche Antwort nicht Einhalt gebieten – zumal bei unserem geliebten Volk

der *Instmannsneid* überaus verbreitet ist. Die Risse, die sich im wiedererkämpften Selbstvertrauen unserer Familie allmählich zeigten, nahm ich erst viel später wahr, eigentlich erst nach Beginn der kommenden, verhängnisvollen Ereignisse. Tatsächlich bemerkte ich sie erst, als die Schicksalsschläge schon vorüber waren. Ich maß in diesen Jahren auch dem keine Bedeutung zu, daß Leopold – das muß im Sommer dreiundsiebzig gewesen sein, einige Monate nach Lydias Hochzeit und Abreise – daß Leopold, jawohl, wieder bei Vater auftauchte, um ihn anzupumpen. Ich erinnere mich: Wir saßen im Saal auf dem Sofa und den Stühlen, die mit gelbgestreifter Seide überzogen waren, unter dem Kronleuchter, den Vater aus Riga oder Reval mitgebracht hatte. Wir hatten das Mittagessen beendet. Leopold hatte sich drei Flaschen Bier hineingegossen, wodurch er, der bei seinen Bettelbesuchen meist kriecherisch aufgetreten war, recht couragiert wurde und aus seinem seichten Geschwätz gewisse feindliche Töne herauszuhören waren. Als Vater ihm die Leviten lesen wollte, behauptete er, er werde bald in Petersburg Karriere im Staatsdienst machen. Darauf meinte Vater, er solle dann nicht nach Kronstadt fahren, um Lydia anzupumpen. Darauf bemerkte Leopold mit der ihm eigenen Grobheit (Gott mag wissen, woher er seinen Charakter hatte):

„Na, was wäre denn Böses dabei, wenn ich Lydia hin und wieder Gelegenheit gebe, ihrem Bruder ein paar Rubel zuzustecken! Wo wir doch ein Papachen haben, das die Rubelchen aus der deutschen Kuh so spielend herauszuholen weiß.“

Harry schrie auf:

„Halt dein dreckiges Maul!“

Vater drückte Leopold einen Zehner in die Hand und stieß ihn, ohne ein Wort zu sagen, in den Flur und aus dem Haus hinaus.

Ich aber nahm es unserem Lümmel von Bruder nicht einmal übel. Was war von diesem heruntergekommenen Subjekt anderes zu erwarten! Wo doch, wie ich gesagt habe, selbst vernünftige Menschen denselben Dreck weiterverbreiteten ... Zur selben Zeit kam ja ein neues Gerücht in Umlauf: Hurt habe nämlich die schriftlichen Beweise der Käuflichkeit unseres Vaters gefunden! Er hatte seinen Abschied in Tartu als Gymnasiallehrer genommen und war Pastor in der Kirche von Odenpäh geworden. (Bis heute ist es mir ein Rätsel, warum er das getan hat, denn rein materieller Nutzen konnte bei einem Mann wie ihm nicht entscheidend sein, und Philologe ist er in seinem Herzen bis an sein seliges Ende geblieben.) Jawohl er sollte das Dokument im Odenpähschen Pastorat unter den Papieren des pensionierten Kauzmann gefunden haben ... Was er dort tatsächlich gefunden hat, darüber ist später zur Genüge gesprochen und geschrieben worden: Nichts weiter als ein Rundschreiben des Konsisto-

riums an die Pastoren, sie sollten den „Eesti Postimees“ in ihren Predigten nicht mehr eine Teufelszeitung nennen, ja sie dürften sogar hin und wieder ein anerkennendes Wort fallen lassen. Aber was sagt Ihnen, Herr Palm, daß die Ursache dieses Rundschreibens etwas anderes war als die Tatsache, daß unser Vater Jakobsons Angriffe gegen die Zeitung abwehrte?! Von sich aus, nach *seinem* Temperament und seiner Überzeugung und ohne jegliche Bestechung? Ich frage Sie: Was sagt Ihnen sowas? Und ich antworte: Daß Sie vermutlich soviel Kinderstube haben, den, dessen Stimme Sie hören, nicht mit Namen zu nennen wagen – der verzerrte, mißtrauische, nihilistische Instmannsgeist raunt es Ihnen zu! Mir ist eine derartige Denkweise, Gott sei es gelobt, nie eigen gewesen, obschon ich nie geleugnet habe, daß meine Sippe von Instleuten und Leibeigenen abstammt. Denn hierzulande ist der berühmte Ausspruch von Papa Jannsen allbekannt, er sei *geboren, als die Freiheit des estnischen Volkes vierzig Tage alt war*. Aber ich habe nie in der geistigen Sklaverei des elenden mekkernden Mißtrauens gezappelt. Nie im Leben!

Um so weniger habe ich in der Zeit, von der ich spreche, einem solchen Geist gedient. Denn damals war ich gerade mit dem Gymnasium fertig (mit einer gewissen Verspätung allerdings – ich war schon einundzwanzig Jahre alt – und nicht allzu brillant, aber ich hatte immerhin recht gut abgeschnitten für einen, der sein Lebtage der Unbedeutendste unter den Jannsens geblieben ist), bezog die Universität und ließ mich an der medizinischen Fakultät einschreiben. Ganz ohne Bedenken, und ich blieb ihr bis zum Schluß treu. Ich habe stets, wenn es irgend ging, an dem festgehalten, was ich mir erwählt hatte. Und wenn ich mal meinen Beruf gewechselt habe, so war der Treubruch von der anderen Seite verursacht. Vielleicht ist es auch durch meine Hilflosigkeit geschehen ... Als wir in Kronstadt mit meinem Militärarztgehalt nicht zurechtkamen und ich mich bereit erklärte, als Zensor nach Dorpat umzusiedeln, hat Olga darüber Andeutungen gemacht. Und auch später, als ich dieses Amtes enthooben wurde und nur auf meine Arztpraxis angewiesen war. Und es gab Leute, die von meiner Unbeholfenheit tuschelten, als ich im Jahre neunzehn meine Arztpraxis an den Nagel hängte und mich in die Streitkräfte des Herrn Laidoner werben ließ ... Aber das ist jetzt nicht mehr wichtig. Meiner Medizin blieb ich ja auch neben dem Zensieren treu. Möglich, daß meine Unbeholfenheit just darin bestand. Vielleicht hätte ich ... Aber jetzt ist es zu spät, sich Gedanken darüber zu machen ... Harry war dagegen ganz anders geraten. Er lernte bereits im Gymnasium die Welt einigermaßen kennen, wie man so sagt. Wir beendeten die Schule zur gleichen Zeit, obgleich ich zwei Jahre älter war. Und gemeinsam bezogen wir im Jahre vierundsiebzig die Universität. Zunächst ging er in die Philolo-

gie. Aber nach anderthalb Jahren hängte er seine vergleichende Sprachwissenschaft an den Nagel. Er fand sie einseitig, mechanisch, scholastisch und kindisch. Er wandte sich den Naturwissenschaften zu, fand aber nach einem Jahre, nur Philosophie – nur Philosophie könne einem Einsicht *ins Sein der Dinge* vermitteln und einen denkenden Menschen zufriedenstellen. Eigentlich genügte ihm nichts, nicht einmal seine deutsch- und estnischsprachigen dichterischen Versuche, die öfters recht ansprechend waren. Dagegen waren alle seine Professoren mehr als zufrieden mit ihm. Er hatte noch nicht einmal das sechste Semester erreicht, als sein umfassender Essay über Montesquieu schon fertig war, derselbe, der ein Jahr später in Deutschland bei Perthes erschien. Nein, ich will Harry nicht für genial erklären. Beileibe nicht. Aber ich kann auch nicht in Abrede stellen, daß unser Herrgott einige goldene Staubkörnchen von Genialität auf ihn vergedet hat. *Ich* kam im Vergleich zu ihm bedauernswert langsam vorwärts, und ich fürchte, gerade deshalb war ich sozusagen beharrlicher. Was mir Olga in so manchen bitteren Minuten zu verstehen gab. Nun ja, Olga konnte sich sowas leisten, denn sie war zweifellos eine Frau mit Phantasie. Und sie war gewiß keine Mesalliance für einen Jannsen. Immerhin ein Fräulein *Borm* nicht wahr, eine deutsche Familie, Perner Grobbürger. (Niemand konnte sich mehr daran erinnern, daß ihr Herr Papa in Reval Laufbursche bei Gressel gewesen war.) Häuser, Grundstücke, eine Druckerei, Zeitungen, ein Verlag in Perna ... Und der Tradition folgend war er auch mit der „estnischen Sache“ verbunden, versteht sich. Obwohl Olga mir und vielleicht allen Esten „geringe Beharrlichkeit“ vorwarf, war ihr die Beharrlichkeit meiner Gefühle für sie höchst willkommen. Und das versöhnte mich vollkommen mit ihrem Hang, manchmal – nun, zu meckern, was ich *Schnurren* nannte ... Ja, sie war trotz allem meine einzige große Liebe ...

Als Student liebte ich natürlich auch gutgekühltes Bier und angenehmes Geplauder am reichgedeckten Stammtisch – bei den Treffners oder Kerks oder Kurrikoffs oder wo der Estnische Studentenverein seine Sitzungen abhielt. Ha-ha-ha! Ich sehe es schon voraus: Wenn ich jetzt bald ins Gras beiße, wird Herr Tõnisson (der mir nie in diesen Kreisen begegnet ist, er tauchte dort erst fünfzehn, zwanzig Jahre später auf) in seinem Nachruf schreiben: Der letzte Jannsen ist dahingeshieden ... Von uns gegangen ist ein Mann, der zwar kein philosophischer Kopf war wie sein Bruder Harry, der aber durch seine hochgesinnte Geistigkeit dennoch eine recht interessante Figur unter den älteren Herren des Estnischen Studentenvereins darstellte. Ihrem Kreis blieb er allerdings während der Russifizierung wegen seines verhaßten Berufs fern; da er aber mit dem Kampf der Estnischen Volkspartei sympathisierte, wuchs er allmählich zu

einer Persönlichkeit heran ... Und weitere ähnliche Stilblüten. Nun ja! Jedem werden mal die Eier poliert, wie es heißt. Freilich, um ehrlich zu sein, Herrn Tönisson habe ich nie so etwas ins Gesicht gesagt ... Eigentlich habe ich nie etwas über jemanden gesagt... Und überhaupt, wenn ich auf mein Leben zurückblicke, habe ich *wie auf zwei verschiedenen Ebenen* gelebt, einer höheren (wo die Ideale deutlich aufschienen) als aufmerksamer Beobachter und anspruchsvoller Richter, und einer anderen, niederen – als aufrechter Bürger und Mitglied der Gesellschaft, als praktischer Mensch und kompromißbereiter Mann. Dort unten nicht besonders beredt, aber dennoch wortreich, oben jedoch genaugenommen völlig stumm. Völlig stumm. Die eine Hälfte meines Ichs hat bald achtzig Jahre lang die andere schief angesehen, ironisch und respektlos. Der Idealist ist in den Augen des Zensors ein bedauernswerter Narr. Und der Zensor in den Augen des Idealisten ein jämmerlicher Zyniker ... Und das Wesentlichste: Beide haben einander bewußt mit halbgeschlossenen Augen betrachtet – sich bewußt vor Gewißheit bewahrend, durch absichtlich schlechtgeputzte Brillengläser geschaut. Damit die Grenze zwischen den beiden Ichs eines Mannes verschwommen bleibe und es ihm dennoch möglich sei, sich für ein Ganzes zu halten. Damit er, ohne sich selbst zu bemogeln, bald das eine, bald das andere Ich, bald oben und bald unten sein könne. Wenn es möglich war, oben, wenn es notwendig war, unten. Wie ich es getan habe. Und wie wir es alle tun. Natürlich wir alle! Der Unterschied besteht nur darin, daß einige Leute vielleicht dermaßen ehrlich sind, die Dachkammer ihrer Ideale und die Jauchegrube ihrer Lebensnotwendigkeiten in ihrem Inneren auseinanderzuhalten, und somit die Treppen ihres Inneren, ohne ihre Kleider zu beschmutzen, hinauf- und hinabsteigen können. Es kann sein, daß auch dieser Jakobson mit seinem kastanienfarbenen Schifferbart ... Aber nein! Es reicht! Herr Palm, wo sind wir stehengeblieben? Was wollte ich Ihnen sagen? Ach ja, daß just Vater Jannsen, wenn er sich auch auf Kompromisse einließ, seine Ideale dadurch nicht besudelt hat. Wie? Ja-ja! Da beharre ich fest auf meinem Standpunkt. Wenn ich überhaupt fest auf etwas beharre. Also nehmen Sie zur Kenntnis: Auf *diesen* Kompromiß hat sich mein Vater nie eingelassen. Auf *diesen* nicht. Egal, was man in dieser Angelegenheit später geredet oder getan hat. Veskes erbärmliches Veto inbegriffen, das er bei den Präsidentschaftswahlen zum zweiten Sängerkongress gegen unseren Vater eingelegt hat. Derselbe Veske – peinlich auch nur zu denken! – der sein Studentenbier und seine Doktorwürde auch aus der Tasche meines Vaters als Stipendium erhalten hat. Aber ich sage: Egal, völlig egal, was jemand in dieser Sache gesagt oder getan hat – bis zu diesem lächerlichen Attentat auf ihn im Jahre achtundsiebzig.

Ja, lächerlich war es wirklich. Und doch kann man nur im Nachhinein so leicht darüber hinweggehen. Und auch im Nachhinein ist vielleicht nicht alles geklärt ... Einerlei – als ich am nächsten Tag Lydia davon telegraphisch in Kenntnis setzte und es ein „komisches Ereignis“ nannte, geschah es nur, um sie in Kronstadt nicht in Panik zu versetzen. In Wirklichkeit fand niemand von uns etwas Komisches daran.

Natürlich, *Sie* haben Ihre *eigene* Meinung über die Situation, die damals in der Presse und im politischen Leben in Estland herrschte. Aber ich will Ihnen erzählen, wie die Lage *tatsächlich* war. Die Zeitung „Sakala“ war schon ein ganzes Jahr erschienen, nicht wahr. Die Jakobiner waren vom äußerlichen Erfolg ihrer Zeitung wie berauscht, aber auch in Panik wegen der Knappheit ihrer moralischen Ressourcen! Jawohl. Denn Jakobsons Schubfach, in dem die wichtigsten Aufsätze lagen, gähnte vor Leere. Um die Lücke zu füllen, mußten eben die vorhandenen und erdachten Sünden des „Postimees“ an die große Glocke gehängt werden. Kurz zuvor hatte der „Rižskij Vestnik“ seinerseits einen Anschlag auf den „Postimees“ verübt, weil dieser dem estnischen Volk nicht empfohlen hatte, in der Russifizierung sein wahres Glück zu suchen. Und dann hatte der alte Kreutzwald – hier muß ich vor allem sagen ...



Nachdem Frau Kreutzwald ihrem Mann wegen Lydia den berüchtigten Skandal gemacht hatte (inwieweit sie Ursache dazu hatte, mag dahingestellt bleiben. Ich war damals fünfzehn), habe ich bei aller Achtung, die ich diesem alten Mann gegenüber empfinde, seinen Namen nie mehr in den Mund nehmen können, ohne einen bitteren Essigeschmack zu spüren. (Die Herren Ödipus, Freud und Kompanie mögen darüber denken, was sie wollen, aber vielleicht war ich selbst ein wenig in Lydia *verliebt* ...) Doch zurück zur „Sakala“. Als der „Rižskij Vestnik“ über Vater herfiel, griff der alte Kreutzwald mit weichen Knien in Jakobsons „Sakala“ ihn seinerseits an und beendete sein wirres, wie Vater sagte „seidenfeines“ Schriftstück gar mit den Worten, er hege gegen Vater *tieftste Verachtung* ... Stellen Sie sich das vor! Worauf Vater den Großmut, die Geduld und den Takt aufbrachte, ihm dennoch seine unerschütterliche Wertschätzung auszudrücken. Dadurch, daß der Weise aus Werro, der allerdings schon in Tartu bei seinem Schwiegersohn auf dem Altenteil saß, seinen Groll in Jakobsons Nihilistenzeitung auf den „Postimees“ ausspie, errang Jakobson

seinen größten und am wenigsten verdienten Sieg. Nein, nein, ich will beileibe nicht behaupten, er hätte in seinem Siegesrausch den Anschlag auf Vater verübt. Das nun wirklich nicht. Aber seine Schaumschlägerei lockte – na – mehr oder weniger gebildete Rüpel an. Ich werde ihre Namen nicht nennen, Herr Palm, denn Sie würden sie unverzüglich abdrucken (immerhin Namen, die in der nationalen Kulturwerdung auftauchen), und die Verewigung wäre für sie eine unverdiente Ehre. Kurz: Es gab zur Genüge jakobinische Schurken, deren Gemeinheit im parteiischen Siegesrausch und der geistigen Leere zutage trat.

Nun ja, mehr, als unser Vater selbst nachher im „Postimees“ geschrieben hat, haben wir nie über die Angelegenheit herausfinden können. Aber auch daran erinnert sich jetzt kaum noch jemand. Obwohl darum einst nicht wenig Staub aufgewirbelt wurde: immerhin zum erstenmal ein Hauch russischer Terroristen in der gesamten Geschichte des estnischen Volkes ... Was war damals eigentlich geschehen?

Am Abend des siebten Dezember, einem Donnerstag, saß Vater wie üblich, wenn er nicht gerade eine Versammlung besuchte, bis neun an seinem Arbeitstisch, der am Fenster zur Teichstraße stand. Es war das gleiche Zimmer, aus dessen Fenster ich ihn mehrere Jahre zuvor so seltsam abwesend durch den Schnee zur Marienkirche hatte blicken sehen. Auch an diesem Abend gab es ein Schneegestöber. Es ist kaum anzunehmen, daß die Polizei bei klarem Wetter Spuren des Täters entdeckt hätte, nun wurden aber selbst die vorhandenen verweht. Um neun rief uns Mama zum Essen. Sie tat es immer pünktlich und wir fanden uns immer trödelnd ein. Mamas präzise Aufforderungen hatten unserer Ansicht nach etwas von einem Mahlzeiten-Terror, und die Behäbigkeit, mit der wir uns einfanden, kam ihrer Meinung nach Mißachtung gleich. So ging es dreimal täglich. Aber beide Seiten waren, wie soll ich es sagen, diese kleine *Spannung* gewöhnt ... Ich hörte Mama aus der Küche in den Gang treten. Vor dort ertönte ihre helle Kommandostimme durch den Saal, zu Vater und die Treppe empor noch lauter zu uns Jungen. Sie pflegte zu rufen: „Kinder! Zum Abendbrot!“ Ich schrieb gerade in meiner Dachkammer die Chirurgievorlesungen Wahls ab (ich war stets der erste zu Tisch). Ich betrat den Gang. In Gedanken war ich noch bei meinen *Gehirntraumata* und wollte im Vorbeigehen an Harrys Tür klopfen (Komm schon, Mama nervt!). Im letzten Augenblick fiel mir ein, daß er schon vor einer Woche nach Deutschland gereist war und wir uns zu dritt im Hause befanden, zwei Kamele und der Hauswirt, denn Eugenie war ja schon das vierte Jahr verheiratet. Nun ja, ich will mich kürzer fassen. Doch – wozu? Wozu diese Hast? In den heutigen Tag? In meinem Alter ist das nicht allzu verlockend ... Zuweilen, wenn ich meine Beziehung zur Vergangen-

heit betrachte, scheint mir, daß ich vor einem Bett stehe, in dem eine tote Frau liegt, deren Haarsträhne unter der Decke hervorschaut, eine vergessene nahe Bekannte, die Olga ein klein wenig ähnlich sieht. Wenn ich mich hinlege und die Decke über den Kopf ziehe, erwacht sie zum Leben, leistet mir Gesellschaft und wir erinnern uns an tausenderlei Dinge. Wenn ich die Decke zurückschlage und aufstehe, ist sie sofort wieder tot, und ich stehe allein mitten im Zimmer vor Olgas leerem großen Spiegel, und mir ist kalt. Sei's drum ... Mit einem Wort, Vater, Mutter und ich aßen unser Abendbrot, und Vater erzählte beim Sauerkraut mit Schweinefleisch Mama einige lahme Witze von unserer Deutschlandreise. Wir beide hatten vor einigen Monaten Lydia und Eduard besucht, waren mit ihnen durch Deutschland und Österreich gereist und zusammen zurückgefahren. Danach erörterte Vater mit mir den letzten gewaltigen Presse-disput. Es handelte sich noch immer um den Streit mit Kreutzwald und darum, wer Kindern Zündhölzer in die Hand geben dürfe und wer nicht. Jetzt, wo Harry verreist war, spielte ich die Rolle des Zuhörers und Kopfnickers zu Vaters laut geäußerten Gedanken. Danach las er mir kauend, den Kopf schüttelnd und schnaufend aus der letzten Nummer der „Sakala“ Jakobsons jüngste Frechheit vor:

... Sowohl für uns wie für den größten Teil des estnischen Volkes liegt es klar auf der Hand, daß der „Eesti Postimees“ nur zum Schein auf einer nationalen Basis steht und sein Streben im Grunde genommen der Germanisierung des estnischen Volkes dient. Da „Sakala“ das Ziel verfolgt, für die estnische Nation zu kämpfen, muß man einsehen, daß ein Disput zwischen unserer Zeitung und dem „Eesti Postimees“ nicht zu vermeiden ist. Bis jetzt sind derartige Wortstreite meist von „Sakala“ angeregt worden und haben vielerseits gewirkt wie ein Guß Regen auf die Gans. Aber wir hoffen, daß Regen und Hagel fallen werden und eine Stimme laut wird, der Welt zu verkünden, was unter dem dichten Gefieder steckt: ein Schwan, eine Gans, eine Ente oder gar ein Huhn.

„Was soll man mit dieser Höllenbrut anfangen? ... Posaunt da in die Welt, und es gibt Leute, die es glauben ... mh-mh-mh ... Warum sollte ausgerechnet das *Huhn* am närrischsten sein?! Jetzt soll also der alte Jannsen erhalten und unter seinem Hagelschauer losgackern! Eine Tracht Prügel täte ihm not!“

Nach dem Essen setzte sich Vater wieder an seinen Arbeitstisch. Ich vertiefte mich bis ein Uhr in meine *Gehirntraumata*. Professor Wahl, ein netter alter Herr aus Pernau, hatte bereits angedeutet, ich könnte, meiner Okulistenzukunft treu bleibend, schnellstens bei ihm in Chirurgie promovieren ... Um ein Uhr, bevor ich ins Bett stieg, öffnete ich das Fenster, dehnte und reckte mich, so weit es die enge Mansarde zuließ, beugte

mich aus dem Fenster und atmete die schneereine Luft genüßlich tief ein. Nicht allzu lange, denn der Schnee stob heftig direkt zum Fenster herein, in meinen Halsausschnitt und die Bücher auf dem Tisch. In Vaters Zimmer war noch Licht: Durch die Ladenritzen fielen grünliche Lichtstreifen auf die Schneewehen vor dem Haus.

Um halb drei herum schreckte ich im Bett auf. Ich hatte deutlich Pistolen- oder Flintenschüsse sowie Glasgeklirr gehört. Während des Augenblicks, der zwischen den Schüssen und meinem Munterwerden lag, hatte ich gesehen: Auf Vaters Schreibtisch brannte seine Petroleumlampe mit dem grünen Schirm. Vaters Oberkörper war auf ein Tischende gesunken, sein Gesicht lag auf der Tischplatte. Er versuchte sich am rechten oberen Schubfach festzuhalten, als wollte er es vor jemandem schützen, aber seine Hände gehorchten ihm nicht, sie glitten am Tisch hinab wie leblose weiße Gegenstände. Sein runder starker Nacken und sein breiter Rücken im grauseidenen, bestickten Morgenrock kamen langsam in Bewegung. Seine Beine wurden schwach, und sein Körper stürzte zu Boden. Ich konnte gerade noch denken: So wird das Manuskript sein Gesicht mit Tinte beschmieren, und kam erst wieder richtig zu mir, als er schon auf dem Boden lag.

Ich stürzte zum Fenster. Ich stieß das Fenster auf. Mir scheint, daß ich zwei Männer sah, die an der Hausmauer dahinschlichen und zur Marienkirche rannten. Ich hörte Mama schreien. Ich stürzte im Nachthemd die Treppe hinab. An der Tür des Schlafzimmers kam mir Vater in seinem grauseidenen, bestickten Morgenrock entgegen. Mama kam hinter ihm zur Tür. Ich schrie: „Was war los?“ Vater ging schweigend an mir vorbei auf die Tür des Arbeitszimmers zu. Mama rief: „*Johann, geh nicht! Sie schießen dich tot!*“

„Gott lebt noch!“ sagte Vater heiser und trat ein.

Wir zündeten Vaters Tischlampe an. Das war möglich, denn der Zylinder war heil, obwohl der grüne Schirm in Scherben auf Tisch und Fußboden herumlag. Zwei Kugeln waren durch den Fensterladen und die untere Scheibe über dem Tisch eingedrungen. Die Scheibe war kaputt. Die Kugeln waren vom eisernen Ofenrohr zurückgeprallt. Ich fand sie vor dem Sofa in völlig zerbeultem Zustand.

Vater litt in der letzten Zeit an Schlaflosigkeit und saß häufig bis spät in die Nacht im Dunkeln an seinem Arbeitstisch. Es war teils ein Dösen, ein Diskutieren und Hadern mit sich selbst, um sich nicht schlaflos im Bett zu wälzen. Heinrich hatte ihm ein Schlafpulver verschrieben, aber er wollte es nicht nehmen. Ich fragte:

„Wann hast du heute die Lampe ausgeblasen?“

„Um halb zwei.“

„Und wann bist du vom Tisch aufgestanden?“

„Zehn Minuten, bevor die Schüsse fielen.“

Ich sagte:

„Gott lebt wahrlich noch!“

Und er antwortete:

„Daran sollen wir nicht zweifeln. Daran soll Jakobson zweifeln. Sehen wir uns mal an, wie das von der Straße aussieht.“

Wir zogen Hose und Mantel an. Während ich mich ankleidete, dachte ich, es wäre doch stark, in diesem Augenblick Jakobson zu erwähnen. Aber daß ihm die Galle überlief, war zu verstehen. Wir nahmen Sturmlaternen mit. Der Hauswart war aufgewacht und schloß sich uns an. Wir traten auf die Straße und beleuchteten das Fenster. Wir fanden die Kugellöcher im Fensterladen. Und dann sahen wir – *ein Huhn!* Ein riesiges, mit einem Teerpinsel gemaltes Huhn an der Hauswand. Mit aufgesperrtem Schnabel saß es auf dem Nest, in dem ein großes schwarzes, mit Teer hingekleckstes Ei lag. Nun ja – ein Lausbubenstreich oder etwas mehr (Jakobson versicherte in der nächsten Nummer der „Sakala“, mit Politik hätte diese Schandtat nichts zu tun) – jedenfalls konnte man sich eine deutlichere Adresse als Inspirationsquelle, die dieses *Huhn* darstellte, nicht wünschen ...

Ich hatte zwar selbst den Namen Gottes in den Mund genommen, als ich meinen Vater unverletzt sah, denn die seltsame Vision meines verwundeten Vaters hatte mich zutiefst erschreckt. Aber letzten Endes gestaltete sich die ganze Geschichte durch die Hühnerkarikatur zu einer Farce, bei der es sich nicht ziemte, sich auf Gott zu berufen, hätte der Dummejungenstreich nicht so nahe an eine Mordtat gegrenzt. Gegen seine Gewohnheit nahm Vater es auf den ersten Anhieb sehr ernst und schrieb pathetischer, als mir lieb gewesen wäre: „Dank unserem allgegenwärtigen barmherzigen Herrn – die Kugeln des Mörders haben uns nicht getroffen ...“ Das war ganz im Geiste der teilnahmsvollen Beileidsseufzer der Dorfschulmeister, die in ihren Briefen anlässlich des gescheiterten Mordanschlags Schaum schlugen. Ich kann mich erinnern, mich gefragt zu haben, als ich Vaters nervöses blasses Gesicht und seine wütend geschürzte Unterlippe bemerkte, ob es vielleicht ein Zeichen von Altersschwäche war, wo er doch sonst mit seinem groben, unverwüstlichen Humor alles Übel auf die leichte Schulter genommen hatte. Aber nach einiger Zeit bemerkte ich, wenn das Geschehen des siebten Dezember erwähnt wurde, den alten Schalk in seinen Augen und begriff: Vater schlug auf seine Art politischen Profit daraus, wie es Jakobson wiederum auf seine Art tat. Vater schrieb im „Postimees“: Wessen Gott tot ist, dessen Taten können keine anderen sein, und allen war klar, daß damit die Jakobiner gemeint waren.

Und Jakobson schrieb in seiner „Sakala“ ohne Umschweife, die Dorpater Vorstädte züchteten geradezu Mauerbeschmierer, weil es dort keine estnische Schule gebe und der „Postimees“ die Einwohner germanisieren wolle ...

Ich war zwar kein Haeckelianer, aber immerhin ein angehender Arzt, und natürlich konnte ich Vaters alten, naiven Wald- und Wiesen-Dorf-glauben nicht mit ihm teilen, den er ins Herz geschlossen hatte und der unter seiner samteneu Chefredakteursweste hauste. Andererseits konnte ich seinen Hang, mit seinem Glauben Geschäfte zu machen, nicht verstehen. Aber wenn ich das Für und Wider gründlich abwog, kam ich doch zu dem Schluß, daß Vater recht hatte, nicht Jakobson. Denn Vater trumpfte mit seinem lebendigen Gott immer nur in gutem Glauben auf und im Namen moralischer Werte. Aber als Jakobson schrieb, der „Postimees“ züchte vorsätzlich Mauerbeschmierer, muß ihm klar gewesen sein, daß es sich um eine stinkende demagogische Lüge handelte!

Nach diesem peinlichen Attentat ging die stinkende Woge um uns aufs neue hoch. Man vergebe mir meinen allzu poetischen Vergleich, aber hier ist er am Platze: Auf dem Kamm der Wellen schäumte das grüne Gift des Jakobinertums. Jawohl, so weit hatte es sich überall eingefressen, daß solch entsetzliche Dinge möglich werden konnten. Etwa ein Jahr vorher hatte der Estnische Studentenverein in der Frage des Zwists zwischen Hurt und Jakobson (freilich nach heftigem Streit) deutlich für Hurt Partei ergriffen. Und nun plötzlich ... Ich kann mich an die Versammlung im Frühling achtundsiebzig in Koiks Wohnung auf dem Techelfer-Hügel erinnern. Wir hatten viel geraucht, und die Fenster standen offen. In den schneefleckigen, knospenden Gärten dämmerte es bereits, und in den Gräben floß das Wasser zum Embach hin ... Bergmann leitete die Versammlung, schaute mich plötzlich wie ein Ertrinkender an und verkündete: Jetzt wird der Fall des Johann Woldemar Jannsen erörtert, der sich an die Deutschen verkauft haben soll. Mir wurde schwarz vor Augen. Ich stand auf und ernstfernte mich wortlos. Ich konnte mich doch an einer derartigen Erörterung nicht beteiligen! Und in einem solchen Froschtümpel, den meine teuren Kommilitonen darstellten, wollte ich nicht bleiben! Blindlings schritt ich die Straße entlang bis zum Gut Techelfer. Ich stapfte auf den Weg nach Oberpahlen. Der Boden unter den Fichten und die Felder waren schneeflechtig, und der Weg führte mich eine Strecke aus der Stadt hinaus. Schließlich ging ich über eine Wiese nach rechts, erreichte den Fluß und bemerkte, daß Quistenthal ein gutes Stück hinter mir lag. Und ununterbrochen stellte ich mir die Frage, was für eine schreckliche Seuche unsere Familie befallen hatte?! Ich ging kotige Flußpfade entlang und suchte absichtlich keine gangbareren, kletterte über

Abflußgräben und erreichte im Dunkeln die Stadt. Bergmann und Grenzstein waren schon bei uns, und sogar Veske hatte sich ihnen angeschlossen. Ich wollte nicht im Hause mit ihnen sprechen. Ich führte sie in den Garten. Wir blieben bei der entlaubten Akazienhecke stehen, bei derselben Bank, wo Jakobson Lydia den Namen Koidula gegeben hatte. Aber ich wollte nicht, daß sie auf dieser Bank Platz nahmen, und führte sie zur nächsten. Ich gab ihnen einen Wink, sich zu setzen, und wartete stehend auf das, was sie mir zu sagen hatten. Bergmann, der eine christliche Eini-gung anstrebte, Veske, der Klarheit heischte, und Grenzstein, der selbst nicht wußte, was er wollte. Sie setzten sich nicht, sondern sagten im Stehen, es sei an der Zeit zu verstehen, daß die Angelegenheit *mich* viel weniger angehe als die ganze Öffentlichkeit Estlands! Es war Grenzstein, der mit diesen blöd genug klingenden Worten begann. Aber er spann seine Gedanken mit satanisch überzeugender Zwanglosigkeit weiter: *Mich* berühre die Frage der Verkäuflichkeit von Papa Jannsen nur an der Oberfläche der Familienehre, für die Öffentlichkeit Estlands habe diese Frage eine viel tiefere, eine verhängnisvolle Bedeutung. Oh, dieser verachtenswerte Rationalismus, der trotz allem stets in mir gesteckt hat! Ich begriff, daß er, der verfluchte Sophist, recht hatte. Noch vermochte ich es ihnen nicht einzugestehen. Ich begleitete sie höflich hinaus, zumal, wie sie sagten, die Versammlung keinen Beschluß gefaßt hatte, ebenso wie das estnische Volk (wie sie behaupteten), das ja auch noch nicht entschieden hatte, ob Vater Jannsen für ehrlich oder unehrlich erklärt werden sollte. Ja, ich begleitete sie höflich hinaus und spürte, als sie gegangen waren, daß mein Hemd schweißnaß war und daß ich erbärmlich fror. Denn zur Nacht hatte sich der Himmel aufgeklärt, die Pfützen zeigten hier und da eine dünne Eisschicht, aber in den Gräben plätscherte es lustig weiter. Ich stand im finsternen Garten, meine Fingerknöchel schmerzten vor Kälte, und ich wußte nicht, was ich tun sollte. Und da fiel mir ein, daß es ein denkwürdiger Tag war – der Tag, an dem die Schlangen wach werden.

Ich stieg in meine Dachkammer. Ich versuchte in Raehlmanns Ophthalmologiekurs zu lesen. Ich verstand nichts. Aber bis zum Morgen hatte ich begriffen: Wahrlich, wenn ich weiter ein Mitglied dieses elenden, unglücklichen Volkes sein mußte, sein wollte – warum sollte ich dann den Kreis dieser Studenten seines Verdachtes wegen für schlechter halten als das Volk, und jede Beziehung zu ihm abbrechen?

Nein. Als Harry aus dem Ausland zurückkehrte, stellten wir uns auf die Hinterbeine und schauten unseren Kommilitonen entschlossen in die Augen. *Wir* schämten uns nicht, die Söhne unseres Vaters zu sein. *Wir* hatten nicht den geringsten Grund dazu. *Wir* waren stolz auf ihn. Harry trat ihm zur Seite, wurde sein Stellvertreter in der Redaktion des „Posti-

mees“. Zur gleichen Zeit bereitete er sich für sein Kandidatenexamen vor und polierte das Manuskript seines „Liederbuches“ auf Hochglanz. Seine Position war in den Augen der weitesten Kreise unanfechtbarer als je zuvor und möglicherweise als je nachher. Denn sobald er seine Baltentumspropaganda in der Zeitung darlegte, entstand um ihn ein Wortgefecht ohnegleichen. Ja-ja, Herr Palm, ich weiß, daß Sie bei dem bloßen Gedanken die Nase rümpfen, etwas wie Baltentum könnte von vernünftiger Seite überhaupt propagiert werden. Aber gestatten Sie, es auszusprechen: daran ist nur Ihre Unwissenheit schuld. Nichts anderes. Sie haben nicht lange genug gelebt, um am eigenen Leibe zu erfahren, *wie* sich die Bedeutung der Worte wandelt. Ganz zu schweigen davon, daß sich zugleich auch die ... nun ... *es verändern sich auch die Einstellungen*, die Einstellungen zu den ehemaligen Bedeutungen der Wörter. Das *Baltentum* – das ist für Sie ein ... ein alter Affe in einer Naphthalinwolke, der des seligen Bertram Lieder in dieser idiotischen Sprache sang und einst *bäi öich von Riga bis Peetersburch* lebte ... Nicht wahr? Nein! Harrys Baltentum, lassen Sie es sich gesagt sein, war durch und durch positiv. Bei ihm bedeutete es ja vor allem die Gleichberechtigung aller hier lebenden Völker. Und eine Annäherung der drei gleichberechtigten Völker – der Esten, Letten und hiesigen Deutschen aufgrund eines neuen gemeinsamen *baltischen* Vaterlandsgefühls. Ungefähr wie, sagen wir, die Indianer und die Engländer von Neuengland und alle anderen überm Teich lauter Amerikaner sind, nicht wahr. Im Grunde hatte Harry vor allem das Vorbild der Finnen und der Finnland-Schweden vor Augen. Und er stellte sich vor, sein Plan sei in diesem Lande unter seiner Leitung leicht in die Tat umzusetzen. Und wer diese Idee für sich als drohende Gefahr ansah, zeigt Ihnen die Tatsache, daß das Hauptgeschrei nicht unsere Indianer erhoben, d. h. Jakobson mit seinem Estentum, sondern unsere alten Neuengländer, also die stursten deutschen Konservativen. Nun ja ... dieser Wunschtraum von Harry war natürlich von vornherein dem Tode geweiht. Wie alle Utopien, für die die Menschen etwas Handgreifliches opfern müssen, um etwas kaum zu Ahnendes zu erhalten. Derartiges ist von vereinzelt idealistischen großen Geistern zu erwarten, wie Harry es zweifellos gewesen ist. Will man davon jedoch einer gewaltigen Menge predigen, wird es für den Prediger ein Fiasko. Das ist nicht nur meine Meinung, sondern gilt auch als Gleichnis für Harrys *casus*. Aber das wurde mir erst später klar. Zunächst schenkte ich dem keinerlei Aufmerksamkeit, sondern studierte für Wahl, nun, die Verletzungen der Kniekehlenarterien. Und lernte übrigens Olga kennen, eigentlich lernte ich sie *neu* kennen. Denn ich kannte sie schon eine Ewigkeit. Schon aus Pernau, als sie ein kleines Mädchen war. Ihre liebenswerte sommersprossige Nase unter dem rotgestreiften Son-

nenschirm war mir beim Lustwandeln auf der Strandpromenade längst aufgefallen. Und von ihrem Vorhandensein in der Familie der Borms wußte ich schon als kleiner Junge. Als ich im April des Jahres achtzig in der Universitätsaula das Konzert Fräulein Blarambergs besuchte, begegnete mir Olga mit ihrer Mama in der Pause ... Ich wurde plötzlich gewahr, was für eine feine junge Dame sie geworden war. Ich küßte die Hand der Mama und spazierte mit ihnen bis zum Ende der Pause. Ich wurde nicht müde, Olga zu betrachten, wie sie still lächelte und kaum merklich die Lippen bewegte, was sowohl Heiterkeit wie leichten Spott ausdrücken konnte, aber den Eindruck erweckte, als sei es unbewußte Bereitschaft zum Küssen ... Die zweite Hälfte des Konzerts war für mich verloren – obwohl die Blaramberg just Rubinsteins „Asra“ sang, das, Sie wissen:



Als wir uns zur Garderobe begaben, stellte sich heraus, daß es inzwischen heftig zu regnen begonnen hatte. Vor der Universität standen einige Droschken, die von eifrigen Kavalieren sofort weggeschnappt wurden. Ich griff über die Brüstung der Garderobe nach meinem Mantel und stürmte davon, den Damen Borm eine Droschke holen. Ich rannte im Platzregen zwischen Rathaus und Heumarkt hin und her, bis ich endlich eine erwischte. Ich fuhr die Damen in die Sternstraße zu ihren Verwandten, bei denen sie abgestiegen waren, und lud sie zum nächsten Tag zum Mittagessen ein. Sie kamen natürlich, und am Abend begleitete ich sie wieder ... Und im Juli fuhr ich nach Pernau, obwohl mir im Herbst Examen bevorstanden. Jawohl. Aber davor kam Lydia aus Kronstadt nach Dorpat. Von ihr hörte ich (mir, ihrem „Herzensbruder“ erzählte sie unter vier Augen gleich davon, denn es hatte sie schwer getroffen), daß diese schreckliche Geschichte über unseren Vater schließlich auch unseren finnischen Freunden zu Ohren gekommen war und dort gewaltige Verwirrung und Sorge hervorgerufen hatte. Es handelte sich um eine sich in Einzelheiten verlierende Variante, in der es hieß, Vater habe mit den Deutschen nicht nur über die allgemeine politische Richtung des Blattes einen *schriftlichen* Vertrag geschlossen – dies sowieso! –, sondern jedes Wort, das in der Zeitung erschien, stehe unter der Kontrolle der Deut-

schen. Es hieß auch, Willigerode würde noch vor dem Zensor den Umbruch lesen ... Und Lydia sagte:

„Harry müßte Vater auf diskrete Art um eine Erklärung bitten ...“

„Wozu?“

„Ob ein derartiges Dokument vorhanden ist.“

„Lydia ... Wie kannst du?!“

„Schon gut, schon gut! Ein *solches* gibt es natürlich nicht. Aber *irgendwas*, vielleicht ... Ich weiß ja von nichts. Aber wir wissen, wie Gerüchte entstehen.“

Also die dreckigste Variante: doppelte Zensur mit Vaters Einverständnis und für schweres Geld, versteht sich ... Ich muß zugeben: Damals schockierte mich am meisten der Gedanke, daß man unseren Vater so eines Vergehens beschuldigen konnte. Später kam ich allmählich zum Schluß – ich meine hier meine Jahre als Zensor –, die Macht wäre keine Macht, wollte sie nicht den Geist überwachen, ob sie nun Kaiserliches Druckereiwesen oder Livländische Ritterschaft oder Herrn Tönissons Republik Estland hieß... Nun ja, hier gibt es angeblich keine Zensur. Hm. Wissen Sie, ich habe dieser *Branche* leider allzu nahegestanden, als mir das sagen zu lassen. Nun, bitte schön: Herrn Tönissons „Postimees“ hat in der vergangenen Woche geschrieben, die Polizei habe in Dorpat kommunistische Flugblätter gefunden. *Also*, warum hat sie nach ihnen gefahndet, wenn sie nicht verboten sind?! Aber *wer* hat sie verboten? Die *Zensur*, versteht sich. Es ist gleich, ob sie dafür ein eigenes Amt haben oder es aus Armut selbst tun. Folglich wird überall erbärmlich gelogen, wo man behauptet, es gebe keine Zensur. Aber wenn ich sage, ich hätte dieser *Branche* *leider* zu nahegestanden, so war das *leider* nicht allzu ernst gemeint ... Ein übler *Beigeschmack* wird an mir und meinen teuren Kollegen haften bleiben, an Rummel und Mickwitz und Jögever und wie sie alle heißen. Kein Geringerer als Vilde hat mich ja erst vor einigen Jahren als einen Zensor abstempeln wollen, der den Redakteuren empfohlen habe, mehr über Milchwirtschaft und weniger über Politik zu schreiben. Dann täte es nicht mehr not, so viel Unerwünschtes zu streichen, und ähnliches mehr. An den Rand eines seiner Aufsätze habe ich mit dickem Rotstift geschrieben: „In Rußland gibt es genug Freiheit, darum brauchen Sie über ihr Fehlen nicht so zu jammern!“ Oder so ähnlich. Genau kann ich mich nicht mehr erinnern. Warum auch nicht? Wer pflichtgetreu seines Amtes waltet, kann dies gesagt haben ... Und sehen Sie, im Handumdrehen ist es um seine Reputation geschehen! Aber das meinen nur gewisse nette Narren, nun, wie wir uns in unserer Jugend vorgestellt haben, solche zu sein. Jawohl. Aber als ich nach diesem Gespräch mit Lydia in die Postkutsche stieg und gen Perna rollte, war ich noch so jung ...

So jung, daß ich mir Olga als mein Weib vorstellte, sobald ich die Augen schloß und mich auf den ausgeleierten Federn rütteln ließ. Diese Vorstellung verlieh den schweren Pferden Flügel, und das Getute des Posthorns – tut-tut, tut-tut, tut-tut – klang in meinen Ohren überaus melodisch. Zugleich aber schwankte die Beklemmung meines Herzens im Rhythmus der Fahrt, als hätte ich in die wacklige, wankende, kreischende Postkutsche einen verrosteten, sperrigen Eisenklotz von zehn Pud mitgeschleppt. Je mehr wir uns Pernau näherten, um so heller klangen die Posthörner, um so schwerer wurde mir um mein beleidigtes, gepeinigtes Herz ... Es hätte meinem Wesen entsprochen, als Mitglied einer verleumdeten Familie, kehrt zu machen, mich stur zurückzuziehen, mich in mein Studium der Kniekehlenarterien zu vertiefen und Olgas hübsche Knie zu vergessen, die ich noch nie zu Gesicht bekommen hatte. Aber anscheinend ... Freilich, niemand kennt sich selbst voll und ganz. Jedenfalls habe ich bemerkt, je ausgeprägter ein widerspruchsvoller Seelenzustand ist, um so unmöglicher ist es vor auszusehen, ob das Tun, das ihm entwächst und eine Lösung bringen soll, so oder anders ausfallen wird. Ich war bei Olga, ihrer Mama und ihrem Papa gewandter und erfolgreicher, als ich mir je zugetraut hätte. Vielleicht beflügelte mich die Angst, die Verleumdungswelle könnte jeden Augenblick von Finnland nach Pernau schwappen und ich würde mir wegen unseres zweifelhaften Rufes eine Abfuhr holen. (Bei der Familie Borm war das natürlich eine völlig unnütze Angst, nicht wahr.) Daß unsere Verlobung nach meinen Abschlußexamina in diesem Jahr nicht bekanntgegeben wurde, hatte ganz andere Gründe. Es waren schicksalhafte Ereignisse, und einige von ihnen waren niemandem bekannt. Niemandem außer mir. Und einige, die zwar bekannt waren, aber über deren Zusammenhang mit der sogenannten *Käuflichkeit* der Jannsens niemals ein Wort gefallen war.

Zur Zeit meiner Abschlußexamina wußte fast jeder in Dorpat, daß Olga Borm die Braut von Eugen Jannsen war. Im Grunde genommen war es nur natürlich, was mir Joosep Hurt am Abend des ersten November im Imbißraum des „Vanemuine“ sagte. Ich muß Ihnen einige Worte über ihn sagen. Sie wissen wahrscheinlich, daß Jakob Hurt zwei namhafte Söhne hatte. Rudolf war Pastor, er starb im Jahre siebzehn in Reval auf offener Straße (*Herzschlag*, versteht sich). Und Max ist jetzt hier ein wichtiger Kaufmann. Von Jakob brauche ich kein Wort zu sagen. Er war der *Große Hurt*. Aber über Joosep Hurt weiß heute fast kein Mensch mehr Bescheid. Und doch war er möglicherweise die ausgeprägteste Persönlichkeit der Familie Hurt. Mir ist nicht bekannt, wie er mit Jakob verwandt war. Wahrscheinlich recht entfernt. Jedenfalls war er ein Bauernjunge aus Alt-Koiol. Er war sogar ein wenig jünger als ich, wirkte aber stets älter,

wenn auch ein wenig knabenhaft. Anfangs studierte er Theologie, danach Philosophie, beides mit einigen Unterbrechungen. Als Mensch? Unscheinbar und auffallend zugleich. Er war mager, rötlichblond, schwindsüchtig und vom Tode gezeichnet. Durchsichtig und scharfsichtig. Er hatte strahlend blaue, jeden entwaffnende Kinderaugen. Dabei war er erbarmungslos zielstrebig. In der Zeit, von der ich berichte, war er für drei Jahre von der Universität ausgeschlossen. Wegen eines Zweikampfes. So. Und am Abend des ersten November des Jahres achtzig ... ich hatte fleißig Therapie gebüffelt, war müde und nervös ... Ich machte einen Spaziergang, um meinen Augen Erholung zu gönnen, und kehrte in die Imbißstube des „Vanemuine“ ein. Ich holte mir einen Humpen Bier und setzte mich an Jooseps Tisch.

Er schaute mich durchaus freundlich an. Vor seinem strahlenden Kinderblick mußte sich jeder irgendwie schuldig fühlen.

„Ah, Herr Doktor, du feierst wohl bald Hochzeit?“

Das ging mir nahe, denn unsere Verlobung war, wie ich erwähnt habe, noch nicht bekanntgegeben. Ich wollte damit warten, bis die Examina vorüber waren. Ein wenig schmeichelte es mir auch. Wie das bei jedem jungen Gecken der Fall ist. Und irgendwie reizte es mich. Wie das der Fall ist, wenn ein Gesprächspartner von unseren Angelegenheiten spricht und man seinen Reden einen anmaßenden Ton beimißt, den sie vielleicht in gewissem Maße enthalten. Überheblichkeit, sogar Neid, die man durch Spitzzüngigkeit überwindet. Ich weiß es nicht recht. Ich trank einen Schluck Bier und sagte:

„So Gott will.“

„Eine große Hochzeit“, sagte er und trank ebenfalls. Er sagte es ganz gleichgültig.

„Ob sie nun groß sein wird ...“ warf ich hin und verbarg meine schmunzelnden Mundwinkel im Bierschoppen.

„Warum nicht?“ erwiderte er. „Deinem Alten mangelt es ja nicht an Kleingeld.“

Wenn ich es mir im nachhinein überlege, sprach er auch diese Worte ruhig, freundlich, heiter aus. Bei Gott, ich bin mir nicht sicher, ob er dabei sogar lächelte. Und ob dieses Lächeln ironisch war. Erst später wurde mir klar, unter welcher Belastung ich gelebt hatte (und noch lebte), da seine Worte in mir eine jähe Wut hervorriefen, eine Wut wie ein brüllender roter Klumpen. Und dieser Klumpen traf mich direkt ins Gesicht. Bei Gott, ich fühlte es, und ich mußte den Schlag, ich mußte ihn zurückgeben. Meine Hand hob sich von selbst (so etwas ist mir noch nie passiert, nie zuvor und nie nachher), und ich versetzte Joosep eine Ohrfeige ... Das heißt, mit Gottes Hilfe faßten seine kräftigen, ein wenig feuchten Finger mich am Handgelenk, so daß ich seine Wange nur streifte.

„Wahrlich das spricht von *reinem* Gewissen?! Das ist doch närrisch.“ Er musterte mich mit seinem hellen Blick, ließ meine Hand los, und ich sah seine Augen schmal und dunkel werden.

„Eigentlich sollte ich dich fordern“, sagte er ein wenig heiser. Seine Wangen hatten sich gerötet. „Drei Jahre hat man mir dafür schon aufgebremmt. Weitere drei können mir nichts mehr anhaben.“ (Tut er sich wirklich mit seiner Schwindsucht groß, dachte ich) – „aber wozu?“ Er betrachtete mich mit freundlicher Verachtung, und ich fühlte buchstäblich die Gründe: meine Wohlhabenheit (verglichen mit ihm), meine Strebbarkeit, mein Stand als Bräutigam, meine Gesundheit (damals war ich ein kerngesunder Kerl), meine hoffnungsvolle Zukunft, und noch etwas, noch etwas ... Er sagte:

„Eugen, ich versichere dir, ich habe ihn nicht berühren wollen, den wunden Punkt eurer Familie. Aber jetzt – komm mit!“

Er erhob sich, die halbvolle Bierflasche blieb auf dem Tisch stehen. Er ging aus dem Lokal, die feuchten Hände in den Taschen. An der Tür schaute er zurück, ob ich ihm folgen würde. Ich tat es. Wir zogen uns schweigend die Mäntel an und gingen die Bahnhofstraße hinab. Ich fragte:

„Wohin?“

Er antwortete, und mir wurde unheimlich zumute:

„Das wirst du sehen. Das mußt du sehen ...“

Er eilte voran durch die dunklen Straßen, seine Schritte hallten auf dem Gehsteig und der gefrorene Straßenkot knisterte. All das kam mir seltsam vor. Aber ich konnte mich ja nicht weigern, ihm zu folgen. Wir gingen über die Brücke, über den Markt, am Rathaus vorbei und die Enge Gasse empor bis zur Teichstraße.

„Joosep, du willst zu uns? Was hat das zu bedeuten? Ich bin bereit, dir Satisfaktion zu geben. Aber erkläre doch ...“

„Sofort.“

Neben der Marienkirche, an der großen Tür des Pastorats blieb er stehen. Verwundert sah ich ihn einen Schlüssel aus der Tasche nehmen und die Tür aufschließen.

„Komm.“

Ich betrat einen dunklen Gang.

„Joosep, was hast du in diesem Hause ...?“

„Ich helfe Willegerodes Archiv ordnen.“

Joosep schritt im dunklen Gang voran. „Hier ist die Kirchenkanzlei, und hier ...“, er wandte sich nach rechts, „ist sein Arbeitszimmer.“ Er schloß die nächste Tür auf. „Hier beschäftigt er sich mit seinen Angelegenheiten als Konsistorialrat und Zensor. Und mit weiteren Dingen. Und manchmal vergißt er seine Papiere dort, wo sie nicht hingehören.“

Ich stand in einem großen dunklen Zimmer. Joosep zündete eine Kerze an. Ich erblickte einen Schreibtisch, die Scheiben der Bücherschränke und die ledernen Rückenlehnen der gewaltigen Sessel. Joosep öffnete eine Schranktür, ein Schubfach. Er nahm die Kerze in die Hand. Seine spitzen Schultern verdeckten das Licht, und die Schatten tanzten an der Decke. Er blätterte in einem Stoß von Papieren. Dann warf er etwas vor mich auf den Schreibtisch und stellte die Kerze daneben:

„Schau!“

Ich schaute. Es waren kleine zusammengefaltete Zettel. Etwa zwanzig Stück. Ich beugte mich näher zur Kerze und über die Zettel. Ich schaute noch einmal hin. Ich nahm sie in die Hand. Ich blätterte in ihnen. Ich drückte die Augen zu und betrachtete sie dann aufs neue.

„Lieber Gott!“

Wahrscheinlich war das ein Schrei.

„Leise.“

Hierdurch bestätige ich untertänigst ...

Hierdurch bestätige ich ...

Hierdurch ...

in Sache „Eesti Postimees“ ...

in Sache „Eesti“ ...

dreihundert Rubel empfangen zu haben ...

sechshundert Rubel empfangen ...

neunhundert Rubel

Tausend ...

Johann Woldemar Jannsen, Redacteur

Johann Woldemar Jannsen

Jannsen

Ich habe irgendwo von einem österreichischen Soldaten gelesen, der durchaus nicht turn- und sportbeflissen war, doch im Weltkrieg unter starkem MG-Beschuß über einen Drahtverhau gesprungen sei, der sich als nahezu zwei Meter hoch erwiesen habe. Und ich glaube, bei Erdbeben kann man über die Grenzen seines eigenen Wesens springen. Nach oben oder unten. Wenn man den Boden unter den Füßen verliert und fühlt, daß die Erde einen verschlucken will.

Ich weiß nicht, ob mein Handeln höher oder niedriger war als meine Wesensart. Das Motiv ist mir bis heute nicht klar. Ich steckte die Quittungen unseres Vaters in die Tasche. Wie ich mich erinnere, sagte ich recht ruhig zu Joosep:

„Die nehme ich mit.“

„Nein!“ Joosep streckte die Hand aus, er wollte wohl meine Mantel- und Rockschoße aufreißen. Ich sagte:

„Dann mußt du mich umbringen.“

Er tat einen Schritt zurück, betrachtete mich und preßte die Lippen aufeinander. Wir standen uns einen Augenblick still gegenüber. Plötzlich sagte er:

„Gut, also ist es entschieden.“

In jenem Augenblick konnte ich natürlich nicht verstehen, was er damit meinte. In jenem Augenblick konnte ich nichts verstehen. Nur das eine, daß für mich eine Welt zusammengestürzt war. Meine Welt war zusammengestürzt, und mein Verantwortungsgefühl lag tief unter ihren Trümmern. Genauer mitten in dem Geröll und dem Steinhagel und dem Getöse des Weltzusammenbruchs. Als ich aus dem Pastorat trat und auf die finstere Teichstraße rannte, schien es mir noch um mich herum und in mir zu toben. Ich lief nach Hause. Ich rannte so schnell, daß mir der Atem wegblieb, als ich zur Tür hineinstürzte, obwohl es nur eine kurze Strecke war. Ich lief direkt in Vaters Arbeitszimmer. Meine Welt war zusammengestürzt. Mir war alles egal.

Ich erinnere mich an Vaters breiten Rücken im grauen Morgenrock und an den grauen Haarkranz um seinen kahlen Schädel, als er sich im Schreibtischsessel umdrehte – in demselben, den ich von den Kindern seiner Verwandten endlich zurückerhalten habe. Er musterte mich durch seine silberumrahmte Brille. Er sprang auf.

„Was hast du?“

„Vater! Was hast du uns angetan?!“

Er war bei all seiner schlichten Derbheit ein Mensch von überaus schneller, präziser Auffassung. Später, als ich mir diesen Augenblick in Erinnerung rief, war ich überzeugt, daß ihm alles von vornherein klar war.

„Was soll ich euch angetan haben?“

„Du hast uns zehn Jahre lang elendiglich *betrogen!* Ich habe gesehen, in Willigerodes Archiv ... Vater! Kannst du denn nicht verstehen ... Herrgott! Du hast uns seit Jahren vor der Welt in *Schande* gebracht ... Und das Volk – das estnische Volk ... Vater! ...“

Ich schrie beinahe, meine Stimme wurde weinerlich und ekelte mich an.

Er schürzte die Unterlippe und schaute mich prüfend an. Darauf begab er sich zum Schrank, nahm von dort, wo seine Kaffeekanne stand, ein Glas und die Zuckerdose, tat fünf gehäufte Löffel hinein, goß aus der Kanne Wasser darüber und rührte alles mit einem silbernen Löffel um.

„Da, trink. Das beruhigt.“

Seine Hand mit dem Glas zitterte ein wenig. Das brachte mich noch mehr auf. Ich sagte:

„Wir können unser Lebtage niemandem mehr in die Augen sehen! Du – du, Vater – *warum* ...?“

„Ich hätte nicht gedacht, daß du so ein Einfaltspinsel bist. Von meinem Blut, und so ein Narr! Euch zehn Jahre lang betrogen ... Ich habe euch – euch alle – jahrzehntelang ernährt und gekleidet und unterrichtet! Und nach Kräften versucht, Menschen aus euch zu machen!“

„Wenn du mich für *das* Geld gekleidet hast – so nimm dies hier zurück!“

Ich zerrte den Mantel vom Leib und schleuderte ihn Vater vor die Füße.

Er schwieg eine Weile. Vielleicht suchte er seine Fassung wiederzuerlangen. Dann sagte er mit seinem breiten Bauernschmunzeln, aber sehr leise:

„Na, gib Jacke und Hose auch her – und dann? Das Jungchen zeigt auf seinen Puller?“

Er stellte das Glas, das ich nicht berührt hatte, auf den Tisch. Er drückte mich auf den Stuhl, der für Gäste vorgesehen war. Er stand vor mir, die kräftigen Waden gespreizt, die gestreiften Hosenbeine hingen über den roten pelzverbrämten Saffianpantoffeln.

„Du sagst, in Willigerodes Archiv? Was hast du dort gesehen?“

„Die Quittungen deines Judaslohnes. Alle unterschrieben.“

„Hm.“

Pause.

„Wer hat sie dir gezeigt?“

(Gott im Himmel! Er bestritt es nicht einmal! Ich hatte ja deutlich vom *Judaslohn* gesprochen! Und er bestritt es nicht! Er schluckte es und fragte: „Wer hat sie dir gezeigt?“!)

„Egal, wer.“

Das kupferne Pendel der Standuhr bewegte sich hin und her – tick-tack, tick-tack, tick-tack.

„Im Grunde genommen – wirklich egal.“

Er trat ganz nahe an mich heran. Ich spürte den Zigarrenduft seines Morgenrockes. Er legte mir die Hände auf die Schultern. Seine städtisch weißen Bauernpranken, die die Welt aufrechtgehalten hatten. Seit der Zeit, als sie die Ruder hielten, am Sonntagvormittag, im grünen Boot, bei der Brücke des alten Siiml am schilfbewachsenen Ufer.

Er setzte zum Sprechen an. Ich hörte alles, was er sagte, aber es war wie eine Steinmauer um mich herum. Für einen Moment spürte ich die Mauer beben, dann stand sie wieder fest an Ort und Stelle, ob ich wollte oder nicht. Der Sinn seiner Worte blieb auf der anderen Seite. Was mich erreichte, war leerer Schall.

„Jawohl, ich habe sie dafür blechen lassen. Ich versuche es dir zu erklären. Damit du in deiner jungen Torheit die Dinge richtiger beurteilen kannst. Du bist zwar studierter Arzt, scheinst aber den Verstand eines

Kindes zu haben. Du denkst wohl, wenn ich ihr Geld nicht genommen hätte, hätten sie mir bei der Zeitung *freie* Hand gelassen ... Narr!“

Er nahm seine Hände von meinen Schultern.

„Wäre es so, ja dann ... Ich weiß nicht, ob ich mich unbedingt für einen Judas halten würde ... Aber Geld zu nehmen, hätte wahrlich einen Beigeschmack gehabt – wenn ich dafür meine Hände hätte in Fesseln legen lassen.“

Er trat ein paar Schritte zurück. Er stemmte die Arme in die Hüften (wie Jakobson, ging es mir durch den Kopf) und hob die Stimme wie bei einer Sängereinführung, wo ihm dreitausend Menschen zuhörten. Sein dicker Hals bekam rote Flecken.

„Aber ich hatte ja ohnehin nicht freie Hand! Ein Zeitungsmann ist nie unabhängig! Zumindest nicht hier, unter den Fittichen des gesegneten Zarenadlers. Auch anderswo kaum ...“

Er ging zum Fenster, wandte sich um, und ich bemerkte am lebhaften Funkeln seiner Augen, daß er sich ein äsopisches Gleichnis ausgedacht hatte, um mir die Angelegenheit klarzumachen. Und er genoß seine Erfindungsgabe! In einem *solchen* Augenblick vermochte er sein Phantasiebild zu genießen, da er meinte, es sei ihm gelungen!

„Verstehst du: Wenn ich ihnen mein unberührtes Kind für Geld hingeben würde, sollte man mich zu Tode steinigen. Aber sie haben es schon im voraus, schon längst, schon sowieso zu ihrer Hure gemacht! Oh ja – sie lassen es im Bauernhaus und in der Dorfschenke in Gesellschaft von Bauern sitzen und leeres Stroh dreschen, damit sie nicht dazu kommen, über die Deutschen zu schimpfen! Sie lassen es den Bauerntölpeln Sittsamkeit predigen, als wäre es eine Jungfrau. Jawohl! Aber dafür fickt Herr von Rummel sie zweimal die Woche von vorn und hinten, wie es ihm gerade gefällt. Und ich kann nichts dagegen tun. Und wenn der Herr Polizeimeister, von Lüsternheit getrieben, auf der Bildfläche erscheint, kann sich mein Kind nicht widersetzen, und mit dem Herrn Bürgermeister steht es ebenso, und ganz ähnlich ist es mit dem Gendarmeriechef, nicht wahr, von den Herren Gouverneuren und Generalgouverneuren ganz zu schweigen ...“

Plötzlich nahm ich wahr, daß das, was mir über meine Steinmauer zu Ohren kam, dem Aufschrei eines alten Mannes gleichkam.

„Aber wenn es schon mal nach Recht und Gesetz und vor aller Augen so ist – dann sollst du, soll jeder mir sagen, der meint, das Recht zu haben, in dieser Angelegenheit das Wort zu ergreifen ...“

Er griff nach dem Glas mit dem Zuckerwasser, führte es aber nicht an die Lippen.

„... warum ich jammern und wehklagen sollte, wenn einige alte Böcke mit meinem Kind Unzucht treiben wollen und sogar bereit sind, mich

dafür königlich zu bezahlen, was bei den anderen Herren durchaus nicht der Fall ist ... Sollte ich da nicht sagen ... Ja, ich habe mir gesagt ...“

Er faßte das Glas aufs neue. Seine Hand zitterte heftig, während er es leerte.

„Ich habe mir jedenfalls gesagt: Wenn dein Kind ihnen nicht zu Willen ist, finden sie tausend Gründe, es hinter Schloß und Riegel zu bringen und ihm die Gurgel abzudrehen, so daß sich niemand an ihm ergötzen kann. Also lassen wir ihnen ihren Willen, denn nichts anderes bleibt uns übrig. Zumal dafür draufgezahlt wird! Warum sollten wir das Geld verschmähen? Könnten wir es nicht dadurch, was wir dafür kaufen, veredeln?“

Sein blasses Gesicht war schweißnaß. Er kratzte den Zucker mit dem Silberlöffel aus dem Glas, steckte ihn in den Mund und sagte:

„Und wenn du es wissen willst, es war mir um so leichter, ihr Geld zu nehmen – ihre Hauptforderung war natürlich, ich sollte Jakobson entlassen – und sie kamen zu mir einige Tage, nachdem – wären sie früher gekommen, ich weiß nicht – einige Tage, *nachdem* Jakobson die Sache auf die Spitze getrieben hatte. Er, dieser Grünschnabel, hatte die Stirn gehabt, zum alten Jannsen zu sagen, er verstehe nichts von Politik! Gänse gehütet hat diese Rotznase, als der alte Jannsen für das estnische Volk schon eine Zeitung herausgab! Ich habe ihm auf den Kopf zugesagt: Erstens – magst du eine noch so gewandte Feder führen, der alte Jannsen ist nicht dein Schulbub! Und zweitens, und prinzipiell: Der ‚Eesti Postimees‘ hat von dir, von all den Tirands und Habakuks ohnehin genug! *Bis hierhin* und nicht weiter! Und fast am nächsten Tag erschien Willigerode bei mir und bot mir den Mammon der Ritterschaft an, für etwas, was ich schon ohnehin getan hatte. Eugen, kannst du das verstehen? Nein?“

Er stand wieder beim Schreibtisch. Er stützte seine gewaltigen Hände auf den Tischrand. Seine breite nasse Stirn schimmerte grünlich im Schein des Lampenschirms. Seine Stimme klang unerwartet schrill, als er sagte:

„Ihr seid komisch. Ihr begreift auch nichts. Ihr besucht das Gymnasium. Ihr besucht die Universität. Ihr führt ein fideles Burschenleben. Wir kaufen ein Haus, wir empfangen Gäste, wir unterstützen besitzlose Studenten. Mama und ich fahren nach Hapsal zur Schlammkur, wir reisen hin und her zwischen Riga und Petersburg, wir besuchen Finnland. Du und ich besuchen die Berliner Oper, wir fahren nach Wien zum ‚Heurigen‘ ... Warum zum Kuckuck hast du dir das alles gefallen lassen, junger Herr? Warum hast du nicht schon längst gefragt, woher das alles kommt? Wieso ist deine Rechenkunst so miserabel? Und nun plötzlich wirfst du mir vor, das Blatt deines Vaters sei ein noch schlimmeres Flittchen gewesen, als du es hast wahrhaben wollen!“

Er stand mit aufgestützten Händen am Tisch. Und plötzlich sagte er ganz leise:

„Genug. Ich habe getan, was ich konnte.“

Es ist möglich, daß meine Verzweiflung nach neuer Nahrung verlangte, und ich fand sie nur, indem ich ihn beleidigte. Vielleicht hatte die Mauer doch einen Riß bekommen, und ich wollte diesen Riß mit einer eisernen Klammer verschließen. Ich weiß es nicht. Ich stand auf und sagte:

„Ich habe geglaubt, daß unser Vater ein Führer des estnischen Volkes ist. Aber es stellt sich heraus, daß er ...“ (nein, ich hätte es sonst nicht gesagt, so viel Kinderstube hatte ich trotz allem bewahrt, aber sein eigener Vergleich legte mir die Worte in den Mund. Übrigens ist vieles, was wir sagen, nur ein Echo der Worte anderer Leute ...) „... es stellt sich heraus, daß er ... (Ich konnte kein estnisches Wort finden und sagte heiser) ... *der Zuhälter seiner eigenen Tochter ist!*“

Ich zog seine Quittungen aus der Tasche und schleuderte sie vor ihn auf den Tisch.

„Da – der Schandfleck der Jannsens!“

Ich machte kehrt. Ich wollte fort. Ich wußte nicht, wohin. Es war mir egal, nur WEG. Und gleich morgen wollte ich die Schmach der Jannsens an allen Straßenecken verkünden. Nicht, um mich zu läutern. Ich fühlte, daß dies niemals möglich sein würde. Aber um *irgendetwas* gegen die Schande zu tun.

Da hörte ich einen kurzen, merkwürdigen Seufzer. Und ein seltsames Knirschen. Er knirschte noch, während ich mich umdrehte.

Ja, ich wiederhole: Vorahnungen gibt es. Ja, mehr noch: Es gibt sogar Vorahnungen ganzer Situationen im präzisesten visuellen Sinn. Dortselbst, in Vaters Arbeitszimmer, sah ich, was ich zwei Jahre zuvor oben in meiner Dachkammer erlebt zu haben glaubte: auf Vaters Schreibtisch brannte die Petroleumlampe mit dem grünen Schirm. Vaters Oberkörper war auf ein Tischende gesunken, sein Gesicht lag auf der Platte. Er versuchte, sich am rechten oberen Schubfach festzuhalten, als wollte er es vor jemandem schützen, aber seine Hände gehorchten ihm nicht. Sie glitten am Tisch hinab wie leblose weiße Gegenstände. Sein breiter Rücken im grünseidenen, bestickten Morgenrock und sein starker Nacken kamen langsam in Bewegung. Seine Beine wurden schwach, und sein Körper stürzte zu Boden. Keine Ohnmacht verschonte mich von diesem Anblick, wie er seitlich auf den Boden sank und reglos liegenblieb. Damit hörte auch das seltsame Knirschen auf, das seinen Sturz begleitet hatte. Das kam vom Tintenfaß her, das sein Körper vom Rand der Glasplatte mitgerissen hatte. Es stand einen Moment am Tischrand aufrecht und fiel dann neben Vater auf den Boden. Ein blauschwarzer Tintenstrom rieselte über

Vaters Stirn und seine rechte Wange. Der Aufprall des Tintenfassers holte mich aus meiner Erstarrung. Ich war kein Richter mehr. Ich war wieder Sohn. Ich war Arzt. Vor allem Arzt. Ich glaube nicht, daß Sie sich vorstellen können, welch eine verzweifelte Erleichterung ich dadurch empfand. Selbst in diesem entsetzlichen Augenblick.

Ich riß Vaters Hemdkragen auf. Er war besinnungslos. Sein Puls war ungefähr hundertdreißig. Er war schwer, und ich bin nie ein kräftiger Mensch gewesen. Aber er durfte nur vorsichtig bewegt werden. Ich lief ins Hinterhaus und holte den Hausmeister zu Hilfe. Wir hoben Vater aufs Sofa. Ich bettete seinen Kopf auf die kühle lederne Armlehne. Ich legte ihm kalte Umschläge auf die Stirn, versuchte, sein Gesicht von der Tinte zu säubern und schickte das Zimmermädchen nach Doktor Reyher. Ich sagte: „Lauft! Auch zurück müßt ihr laufen. Sucht keine Droschke, das dauert zu lange!“

Als das Zimmermädchen gegangen war, fiel mein Blick auf die Quittungen. Sie lagen auf dem Tisch, unberührt, wie ich sie vor Vater hingeschleudert hatte. Sie bildeten zwei Häufchen auf einem weißen Papierbogen. Ihre zusammengehefteten Ecken bildeten einen spitzen weißen Hügel, der durch einen scharfen Gegenstand entstanden war. Wie ein Stich mit einem spitzen finnischen Dolch, ging es mir durch den Kopf, von unten nach oben, durch den Tisch, aus einer anderen, fürchterlichen, jedoch bedeutungslosen Welt, wie ein Schwertstoß durch eine Kulisse. Hamlet – Polonius – zwei Könige – eine Königin, wer war wer? – Ich nahm die Quittungen, riß sie, je zwei, drei vom Faden, verbrannte sie über der Schreibtischlampe mit dem grünen Schirm und versengte meine Finger. Erst als ich bereits die Hälfte verbrannt hatte, bemerkte ich, daß Feuer im Ofen war, und ich warf die übrigen hinein. Danach öffnete ich das Fenster, um den Brandgeruch zu vertreiben.

„Gut, daß Sie das Fenster aufgemacht haben. Frische Luft tut ihm gut“, sagte Doktor Reyher zehn Minuten später.

Die Diagnose lautete, wie Sie wissen, *apoplexia cerebri*. Seine rechte Hand blieb gelähmt. Ansonsten fehlte ihm physisch kaum etwas, nachdem Heinrich und Hirsch ihn sorgfältig behandelt hatten und ich getan hatte, was ich konnte. Aber zehn Jahre lang war er ein gutmütiges, unglückliches, grauhaariges Kind. Sein Geist war tot. Und ich – bin fünfzig Jahre lang ein Vatermörder gewesen. Nein, nein, widersprechen Sie mir nicht. Das ist nicht nur naiv, sondern sogar dumm. Glauben Sie, Sie hätten recht und ich würde mich irren – wenn Sie sich mit diesen Gedanken fünf Sekunden abgeben, ich aber seit fünfzig Jahren. Ich weiß, juristisch gesehen rede ich Unsinn. Schon weil unser Vater noch zehn Jahre gelebt hat, nicht wahr. Aber er war nicht mehr er selbst. Er konnte sich an

nichts erinnern, er wußte nichts mehr von seiner Arbeit, von seiner Schuld, von seiner Wahrheit. Juristisch hat das keine Bedeutung. Doch das ist kein Trost für mich. Kein Strafrecht würde das als Mord qualifizieren, was ich damals, vor neunundvierzig Jahren, am Abend des ersten November in Vaters Arbeitszimmer getan habe. Das ist mir bewußt. Aber das kann mich nicht trösten. Tatsächlich wissen wir: Wenn man jemandem einen Schlag auf den Kopf versetzt, normalerweise einen ganz harmlosen, und der Getroffene stirbt daran, weil er eine Trepanation gehabt hat, von der der Täter nichts wußte, ist dieser nicht des Mordes schuldig. Das ist verständlich. Ich aber *kannte* seinen wunden Punkt! Ich hatte diesen *absichtlich* getroffen! So heftig, wie es mein Egoismus erforderte! Ja-ja-ja, ich kann alles verstehen ... Seine Schuld, sein Verbrechen ... Ideale ... den verratenen Wunsch des Volkes nach starken Männern ... und die Wahrheit als einzige Dimension der Stärke ... Ich kann alles verstehen – aber Sie sollen auch mich verstehen!

Wenn ich Ihnen jetzt schreibe:

„Herr Palm! Sie sprechen von Dokumenten, die Vater Jannsens Schuld belegen. Aber solche Dokumente sind ja in Wirklichkeit gar nicht vorhanden ...“

Das ist goldwahr, Herr Palm (Wie alt sind Sie? Noch nicht dreißig, nicht wahr? Aber ich bin siebenundsiebzig). Ich habe sie eigenhändig verbrannt. Und versuchen Sie mich zu verstehen ... Ich habe nur den einen Ausweg, denselben, den ich in der Angelegenheit meines Vaters gewählt habe, ich habe nur den Ausweg, *etwas* zu tun, um den Riß in mir selbst zu überbrücken, von dem ich Ihnen erzählt habe ... um etwas in mir entstehen zu lassen, das die zwei Ebenen meines Daseins verbindet, und *vielleicht* etwas Drittes gebiert, das *jenseits von Gut und Böse* steht ... und meinen Weg zu Ende zu gehen.

Um unsere abstrakte Unterhaltung zu beenden: Sie sehen ja selbst – Helden gibt es in meiner Erzählung nicht, außer einem, der er vielleicht seinem Wesen nach war, von dem aber nur so nebenbei die Rede gewesen ist: Joosep Hurt. Sie werden sich erinnern: Als er mir die Quittungen überließ, sagte er: „Gut, also ist es entschieden.“ Und ich fragte ihn nicht, was er damit meinte. Eine Woche später habe ich es erfahren. Er hatte im Kreis Werro einen Bruder, der zum Wehrdienst einberufen wurde. Für sechs oder sieben Jahre, so lange dauerte das damals. Aber sein Bruder war verlobt, gesund und alles, was dazu gehört. Joosep hatte sich schon lange überlegt, ob er nicht an seiner Statt einrücken sollte. Das Wehrdienstgesetz der Zarenzeit hätte es ermöglicht. Die Kommission hätte sich bestechen lassen und seine Schwindsucht übersehen. Mein Raub aus dem Archiv, das er zu betreuen hatte, ließ seinen Entschluß reif

werden. Aber es gelang ihm nicht, den Bruder zu retten. Ein Jahr später verunglückte er tödlich. Und Joosep wurde entlassen. Und ich fürchte sehr, daß es auch mir nicht gelingt, die Ehre meines Vaters zu retten. Aber ich werde irgendeine Bürde los, wenn ich schreibe, wenn ich immer wieder schreibe:

Herr Palm, ich, der einzige noch lebende Sohn von J.W. Jannsen bin auf das ehrliche aufklärerische Wirken meines Vaters für sein Volk stolz und drücke hierselbst meine allertiefste Verachtung aller Verfasser von Schmäb- und Verleumdungsschriften aus – meine al-ler-tief-ste Ver-achtung.

Punkt. Unterschrift.

Gott sei gepriesen.

Moderato
p

Ев - чер - кон гу - лять хо - ди - ла дочь Сул - та - на